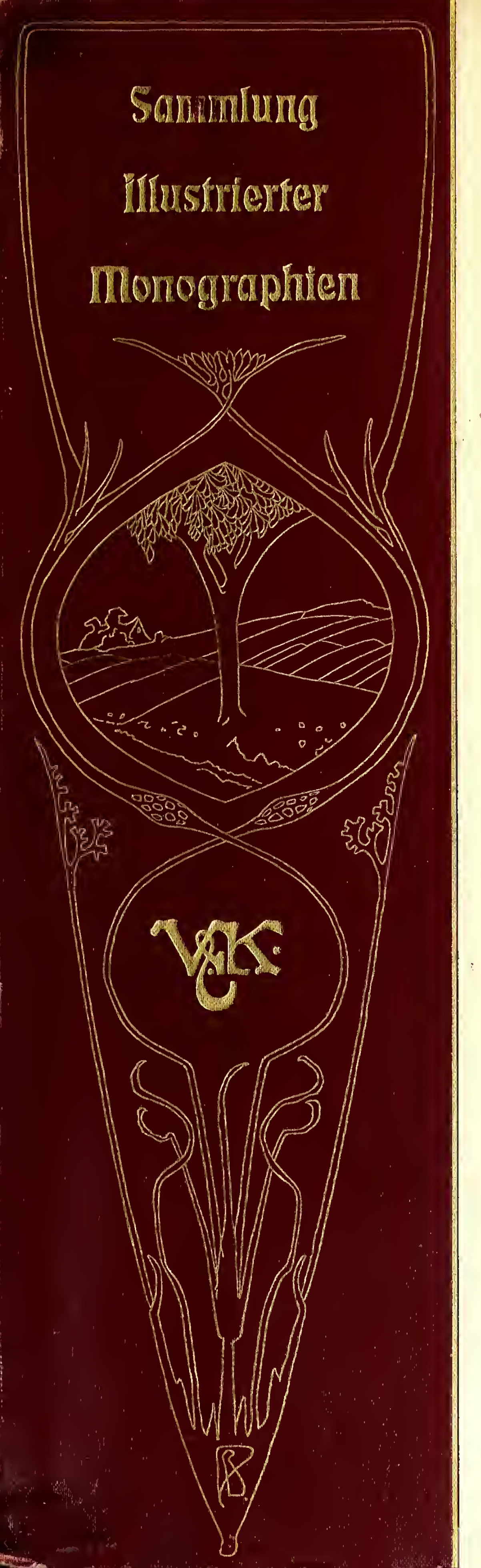


Die Landschaft

von

Max Haushofer

Liebhaber-Ausgaben



Denke, was der Sänger hält
Von der Schönheit dieser Welt.

D. l. Richard z. Erinnerung gewidmet
Else.

Sammlung

Illustrierter Monographien

Herausgegeben in Verbindung mit Anderen

von

Hanns von Zobeltitz

12.

Die Landschaft

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1903

Die Landschaft

Von

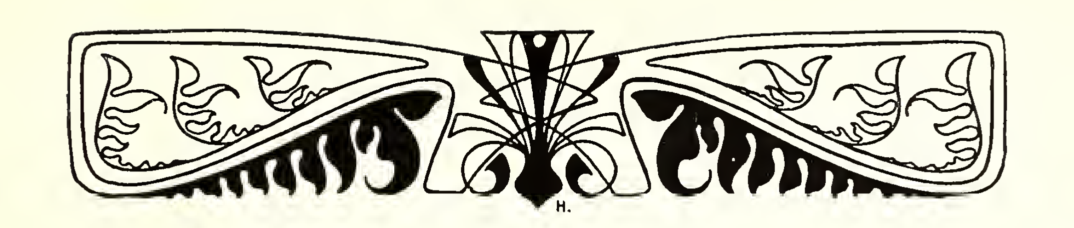
Prof. Dr. Max Haushofer

Mit 108 Abbildungen und 6 Kunstbeilagen



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1903

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Vorwort.

Jeder einzelne jener Ausschnitte der Erdoberfläche, die wir als Landschaften bezeichnen, kann unter einem naturwissenschaftlichen, unter einem künstlerischen oder unter einem kulturgeschichtlichen Gesichtspunkte betrachtet werden. Das vorliegende Buch will den künstlerischen Gesichtspunkt festhalten. Sein Inhalt wird daher ein ähnlicher sein, wie der des Abschnittes über das Naturschöne in Prof. Fr. Th. Vischers berühmter Ästhetik. Wie weit die Behandlung des Gegenstandes durch den unterzeichneten Verfasser von dem Gedankengange Vischers abweicht; wie weit der Verfasser bemüht war, den naturwissenschaftlichen wie den kulturgeschichtlichen Standpunkt mit zu berücksichtigen und seine Darstellung so farbenreich zu gestalten, daß sie auch für weite Leserkreise anmutend wirke, mögen jene beurteilen, die das vorliegende Buch mit anderen Arbeiten über das Naturschöne zu vergleichen sich bemühen. Meine kleine Arbeit erstrebt weit mehr das Ziel der Anregung, als das der Belehrung des Lesers. Meinen herzlichsten Dank muß ich hier für ihre Mitarbeit meiner lieben Schwiegertochter, Frau Martha Haushofer, aussprechen die mit mir die in illustrierten Kunstgeschichten und Kunstzeitschriften enthaltenen Bilderschätze alter und neuer Landschaftskunst durchsuchte. Hunderte und aberhunderte von Blättern fanden wir da, von denen jedes reiche und entzückende Anregung bot. Begreiflicherweise konnte aus Rücksichten auf den Zweck und Umfang dieses Buches nur ein kleiner Teil von diesem künstlerischen Schatze hier aufgenommen werden; aber ich bin auch der Verlagshandlung und der künstlerischen Redaktion dieser Monographien sehr für ihre Umsicht und ihr freundliches Entgegenkommen verpflichtet. Und ich kann nur wünschen, daß ein Teil der Freude, die das Niederschreiben dieser Blätter mir erschuf, in die Herzen meiner Leser übergehen möge.

München, zu Ostern 1903.

Prof. Max Haushofer.

Inhaltsübersicht.



~~1286~~ 15…

Mittelalter

Philippe de Co…
Calmette. Tom. …
Orig.



Abb. 1. Birkenwald. Ölstudie von Dr. K. Müller-Kurzwelly, Berlin. (Zu Seite 79.)

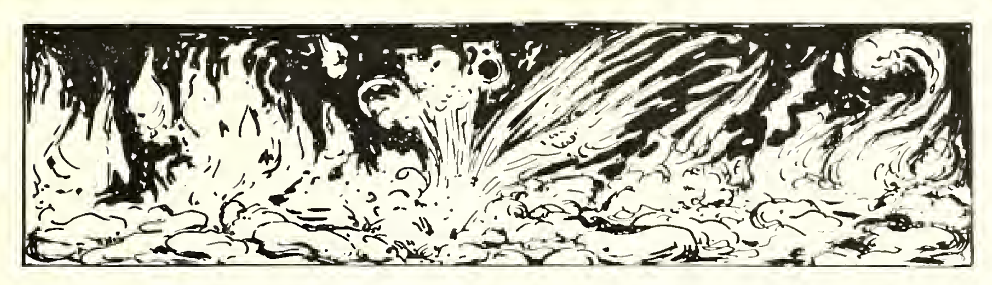


Abb. 2. Feuerlandschaft aus der Zeit vor der Erdrindenbildung. Skizze des Verfassers.

1. Kapitel.

Die Geschichte der Landschaft.

Viele Millionen von Jahren mußten verrinnen, ehe der Blick der werdenden Menschheit das steinerne Gesicht der Erde erfaßte. Und wieder verrannen wohl Tausende von Jahren, ehe dieser Blick durch die Erfahrung von vielen Geschlechterfolgen so weit geschult war, daß er die landschaftlichen Erscheinungen auch verstehen konnte mit all jener Furcht und Freude, jener Sehnsucht und Trauer, jener Neugier und Treue, deren heute selbst die einfachsten Glieder der Kulturmenschheit fähig sind.

Schon die Schöpfungssagen altheidnischer Kulte lassen erkennen, wie die Landschaft, in welcher die einzelnen Teile der Menschheit lebten, überall und allezeit den breiten und farbenreichen Hintergrund ihres Weltbildes schuf. Aber erst die rastlos schaffende Wissenschaft, insbesondere die Astronomie, Geologie und Paläontologie, gab uns die Mittel an die Hand, um die Landschaft, in der wir heute leben, nicht bloß als etwas Fertiges zu erkennen, sondern gleichzeitig ihren Werdegang zu verfolgen mit all seinen teils schrecklichen, teils lieblichen Veränderungen. Mit diesen Mitteln vermag unser Auge sich Landschaftsbilder aus der Erstlingszeit unserer Erde zu gestalten, die bei all ihrer Ungeheuerlichkeit doch etwas Irdisches haben, weil sie die Anfänge unserer heutigen Heimat und Lebensbühne sind.

Und wir sagen uns:

Hier, wo jetzt unsere Berge ragen, unsere Flüsse rinnen und unsere Wälder rauschen; wo aus unseren Ackerfeldern die Lerche emporsteigt und die Goldkuppeln unserer Riesenstädte glänzen: hier war einst die weißglühende Oberfläche eines aus Glutnebeln verdichteten Balls. Diese Oberfläche kochte und brodelte wie flüssiges Metall in einem Schmelzofen; berghohe Blasen warf sie auf, die donnernd zerplatzten und feurige Geschosse, Funkengarben und flammende Gasblumen hervorstießen, höher als heute der Kondor fliegt (Abb. 2). Über diese wogende Glutfläche hin wälzte sich ein Gewölk, dichter und feuriger als die heißesten Qualmwolken, die den Vulkanen der Gegenwart entsteigen; ein Gewölk, durch welches Blitze und Dampfstrahlen, feuriger Hagel und entstehende Kristalle aufwärts schossen, um wiederum niederzuprasseln und geschmolzen aufs neue emporgeschleudert zu werden. Wo waren damals die Keime des organischen Lebens der Erde? Wirbelten sie vielleicht billionenfach zerstreut umher in jenen Hochregionen der Atmosphäre, wo diese die Nähe des eisigen Weltraums spürte und deshalb so weit abgekühlt war, daß organische Keime in ihr ausdauern konnten?



Abb. 3. Anfänge der Erdrindenbildung. Skizze des Verfassers.

Ein anderes Gesicht gewann die irdische Landschaft, als die Oberfläche des glühenden Balles anfing, sich mit Schlacken zu bedecken. Ein Glutmeer, in welchem berghohe dunklere Inseln schwammen, über das Wolkenbrüche hereinstürzten, um sofort wieder zu verdampfen. Und dichter, immer dichter schlossen die Inseln sich aneinander, bis endlich die Rinde gebildet war, auf die sich nun unendliche Wassermassen und Hagelschauer niederstürzten, um zu heißbrodelnden Meeren sich auszudehnen (Abb. 3). Und aus diesen siedenden Meeren drängten sich immer wieder feurige Ausbrüche hervor, Wolken von zersplittertem Gestein, von Sand und Schlamm emporschleudernd, die immer wieder niedersanken, kochenden, tobenden Felsenbrei zu bilden.

Und dann, als die Rinde endlich so dicht geworden war, daß Land und Meer sich scheiden konnten, begannen andere Bilder sich zu gestalten. Jene wunderbare Faltung der Rinde begann, jene Hebungen und Senkungen, jene Brüche und Zertrümmerungen, an die uns heute noch die ältesten Gebirge der Erde erinnern, längst abgeplattet und verwischt durch neue Felsrevolutionen. Durch ungezählte Jahrtausende hoben und senkten sich immer wieder die Weltteile und die Länder; Meere flossen ab und suchten sich neue Betten. Aber jedes ließ dort, wo es einst seine Wogen geschlagen hatte, Schichten von Sand und Schlamm und Geröll zurück, die nunmehr in die Höhe gehoben wurden.

Als dann endlich die Abkühlung der heißen Schale so weit vorgeschritten war, daß Organismen auf dieser leben konnten, begannen Lebenskeime in unendlichen Mengen niederzuregnen und auf dem, immer noch Treibhauswärme ausstrahlenden Boden ein üppiges Wachstum zu entfalten. Eine Welt von Lebewesen nach der anderen bevölkert den immer noch von mächtigen Stößen gerüttelten Erdboden und das Meer. Aus der Verwitterung und Verwesung von überrasch entstehenden und absterbenden Generationen von Urpflanzen und Urtierchen bildet sich die fruchtbare, den Felsgrund bedeckende Erdscholle, in deren feuchtem und warmem Grunde immer größere Gebilde Wurzel fassen können.

So sehen wir nacheinander alle jene Pflanzen- und Tierwelten erwachsen, deren wunderbare Erscheinungen die Paläontologie aus steingewordenen Resten wiederum hervorzaubert und erklärt. Aber noch die Landschaftsbilder der Steinkohlenperiode, mit deren schwarzen Pflanzenresten wir unsere Öfen und Essen heizen, waren so fremdartige, daß sie auf unser heutiges Landschaftsverständnis nur abstoßend wirken könnten: weite, flache, brütende Sumpfgegenden, von heißem Dunstgewölk überlagert, bewachsen mit üppig sprossenden Waldungen von starren Schachtelhalmen, von dicken Sigillarien und riesigen Schuppenbäumen. Eine traurig einförmige, feuchte und borstige Waldnatur, unbeschreiblich üppig im Wachstum, aber überall unfertig und plump, erst nach Gestaltung ringend. Und in den ländergroßen Sümpfen eine strotzende Tierwelt von Amphibien und Fischen.

Die Paläontologie vermutet, daß in der Steinkohlenzeit Schachtelhalme binnen wenigen Monaten einen Durchmesser von $^1/_3$ Meter und eine Höhe von 10 Metern erreichen konnten. So warm und reich an Feuchtigkeit war damals der Schöpfungsboden; und zwar gleichmäßig auf der ganzen Erdoberfläche, im höchsten Norden, wie in Australien, in Europa und in Südamerika.

Auch diese Landschaft hatte ihre eigenartigen Schicksale. Schön schildert dieselben K. v. Zittel in folgendem: „Die Wiederholung der Kohlenflöze und ihre Unterbrechung deutet auf oftmalige Wiederkehr gleichartiger Existenzbedingungen hin, die wir uns kaum anders als infolge oscillatorischer Bewegung der Erdoberfläche denken können. Dadurch liefert ein und derselbe Landstrich bald als Festland den Boden für eine üppige Vegetation, bald diente er stürmischen Fluten zum Spielball und wurde von diesen mit mächtigen Sand- und Schlammassen bedeckt . . . . Nach den Überschwemmungen gewann das Festland wieder die Oberhand, eine neue Vegetation erhob sich an derselben Stelle, wo einst der frühere Urwald gestanden, um nach Verlauf von tausend und abertausend Jahren das Schicksal ihrer Vorgängerin zu teilen."

Auch die Steinkohlenwälder gingen zu Grunde, um nach langen, langen Zeiträumen völlig neue Landschaftsbilder erscheinen zu lassen, mit anderen Formen der Erdrinde, anderen Pflanzen- und Tierwelten, anderer Verteilung der Gewässer; wohl auch mit anderem Himmel. Übereinander legten sich die Grabstätten der Schöpfung, Schicht auf Schicht.

Der Anblick der Landschaft und ihres Inhalts wird reicher und großartiger. Festland und Inseln sind wieder aus Meeresfluten in neuen Gestalten aufgetaucht; mächtige Farnkräuter, stattliche Nadelhölzer und Zapfenpalmen bilden große Waldungen; durch die Lüfte schwirren geflügelte Eidechsen; im Meere wälzen sich gigantische Saurier, und durch das Buschwerk des Landes brechen über zerkrachendes Geäst hin riesige Ungeheuer mit dem Leib eines Walrosses, den säulendicken Sprungbeinen eines Känguruhs und dem Hals und Kopf einer Schlange.

Als auch diese gewaltigen und lebensvollen Landschaften unter dem Andrange abermaliger Sintfluten, unter immer wiederholten Zuckungen und Faltungen der Erdrinde zerstückt, begraben, verschwemmt und verschüttet sind, erstehen abermals neue Gegenden. Die Weltkarte wird der heutigen immer ähnlicher; ebenso die immer reichhaltigere Pflanzenwelt und die Tiere. Wohl sind die letzteren zum großen Teile noch seltsame Mischgeschöpfe von plumpen Riesenschweinen und Pferden, von Hirschen und Elefanten; aber doch der heutigen Tierwelt immer ähnlicher. Neben ihnen erscheinen in ungeheueren Waldgefilden gefräßige Raubtiere, Affen und endlich jene gewaltigen Dickhäuter, deren jüngster Ausläufer der Elefant ward. Die Landschaft bereitete sich auf den Eintritt des Menschen vor.

Dann trat ein Zeitalter ein, in welchem ganze Länderflächen mit Schutt und Geröll, Sand und Schlamm bedeckt wurden, in welchem durch gewaltige Mächte ungeheuere Felsblöcke über Ebenen und Hügelland ausgestreut wurden. Erst waren es wohl Wasserfluten, hernach gigantische Eisbewegungen, die diese neue Veränderung der irdischen Landschaft herbeiführten. Jahrtausende der Abkühlung folgten auf Jahrtausende der Erwärmung. Zweimal, vielleicht auch dreimal wiederholte sich dieser Vorgang. Und indem die Eismassen ländergroßer Gletscher aus den Gebirgen niederdrängten ins Flachland, pflügend und schleifend, Berge von Schutt auf langen, durch Jahrhunderte währenden Wanderbewegungen mit sich führend; indem sie sich dann ungemessene



Abb. 4. Endmoräne aus großen und kleinen erratischen Blöcken der Gegend von Feldberg in Mecklenburg-Schwerin. (Zu Seite 4.)

Zeiträume hindurch vorschoben und wieder zurückzogen, schufen sie jene Landschaft, welche die Wissenschaft als Moränengebiet bezeichnet (Abb. 4). Eine eigenartige, in Trümmerschutt eingegrabene und auf ihm emporgeschaufelte Landschaft von Hügeln und Tälchen, deren Gestein, wo es zum Vorschein kommt, überall die Schriftzeichen jener verschwundenen Eisströme zeigt, die einst mit ihm gespielt und es als Baumaterial benutzt hatten (Abb. 5).

Rasen und Buschwerk, Wald und See und Bäche wurden zermalmt und verschüttet, wenn die furchtbaren Eisströme vorwärts schritten und ihren Frosthauch über Weltteile hinsandten. Wenn aber in wärmeren Epochen das Eis abschmolz und die blauzackigen Gletscherströme sich zurückzogen in ihre höheren Täler, häusergroße Blöcke zurücklassend: dann überzog sich die Landschaft wiederum mit grünem Leben; eine reiche Tierwelt holte sich Nahrung aus ihr; in Höhlen hausten der Höhlenlöwe und der Höhlenbär, und durch Urwälder stampften das Mammut und das dickbehaarte Rhinozeros.

In einer der wärmeren Epochen unmittelbar vor oder zwischen den Eiszeiten mag es — so vermutet die heutige Wissenschaft — wohl gewesen sein, daß das Menschengeschlecht auf Erden erschien. Ob es die letzten der großen Fluten noch miterlebte, die vor den Eiszeiten über die Länder hereinbrachen; ob ganze Völker durch diese Fluten ersäuft wurden, daß nur kümmerliche Reste von ihnen in den Insellandschaften des Hochgebirges sich erhalten konnten, um dunkle Sagen von jenen Fluten weiterzutragen —: vielleicht wird auch davon einst der Erdboden durch seine steinernen Schriftzeichen uns die Kunde vermitteln.

Soweit ist ja diese Kunde schon geklärt, daß wir uns die europäische Landschaft der älteren Steinzeit noch als völlige Wildnis denken dürfen, in der die Menschheit die abschmelzenden Eismassen der großen Gletscher noch mit ansah und in den riesigen Strömen, die jenen Gletschern entflossen, unüberwindliche Hindernisse nachbarlicher Verbindung fand. Es war eine arme Höhlenbewohnerschaft, die in Felslöchern Tierknochen und Feuersteine bearbeitete und bloß von Jagd und Fischfang lebte (Abb. 6). Und



Abb. 5. Durch das Inlandeis abgehobelte und zerschrammte Schichtenköpfe des Muschelkalks in Rüdersdorf bei Berlin.



Abb. 6. Germanen am Seeufer. Gestellte Photographie von Fred. Boissonnas.
Nach einer im Verlag von Meisenbach Riffarth & Co. in Berlin erschienenen Heliogravure.
(Zu Seite 4.)

nachdem sie ihre steinernen Wohnsitze den Tieren des Waldes abgekämpft hatte, mußte sie es auch noch erleben, daß ein großer Teil dieser Wohnstätten von neuen Fluten überspült und in Schlamm begraben ward.

Ein etwas verändertes Gesicht mochte die Landschaft der jüngeren Steinzeit gewonnen haben, in der die Gletscher sich schon völlig in die Gebirge zurückgezogen hatten und in den anbaufähigen Gegenden gebaute Hütten, zahme Haustiere und bearbeiteter Boden erschienen. Damals mußten wohl auch manche Landstriche weit reicher als heute mit den schönen Spiegeln stehender Binnengewässer ausgestattet sein, die jetzt zu einem großen Teile braune Torfmoore geworden sind.



Abb. 7. Fabrikstadt.
Nach einer Photographie von W. Titzenthaler in Berlin. (Zu Seite 8.)

Als der Mensch in die irdische Landschaft einrückte, war diese schon tausendfältig gegliedert. Alle Abstufungen bot sie dar vom Rauhesten zum Zartesten, vom Ärmsten zum Reichsten, von den eisigen Wüsten der Pole bis zur strotzenden Üppigkeit tropischer Fluren.

Wo die Urheimat des Menschengeschlechts zu suchen sei, ist heute und wird wohl immer eine ungelöste Frage bleiben. Denn vielleicht ist diese Urheimat versunken, auf dem Boden des Indischen Ozeans, mit jenem Weltteile, den die Vorgeschichte Lemurien nennt, von dem noch Ceylon und Madagaskar als Reste übrig geblieben sein sollen. Vielleicht ist sie das sagenhafte Atlantis, das in den dämmernden Tiefen zwischen Gibraltar und den westindischen Küsten verschwunden ist. Vielleicht lag sie auch weit gegen den Nordpol hin, wo heute die Lena ihre Eisschollen klirrend gegen das Meer hinaus wälzt; oder dort, wo der Kupferminenfluß durch verschneite Wildnisse rauscht; in jenen froststarrenden Gefilden, die einst grün und sonnig gewesen sein müssen.

Sicher ist wohl, daß das Menschengeschlecht in seinen ersten Anfängen nur erwachsen konnte in einer Landschaft, die freigebig alles bot, was die Natur dem Menschen zu bieten vermochte: Wohnung und Nahrung aller Art. In Landschaften, wie sie sich heute noch in Vorder- und Hinterindien, auf der ostasiatischen Inselflur finden, auf den westindischen Eilanden und in den Waldungen des nördlichen Südamerika. Baum- und wasserreich muß die Urheimat der Menschheit gewesen sein. Und erst nachdem der Mensch gelernt hatte, in dieser seiner Heimat den Herrn der Schöpfung zu spielen, konnte er daran denken, sich auch nach jenen Gegenden hin zu verbreiten, wo um das Dasein gekämpft werden mußte, wo der Lebensbedarf nur durch Arbeit, durch Werkzeug und Waffen zu erringen war.

Was den Menschen dazu treiben mochte, die Paradiese zu verlassen und sich über die Welt zu verbreiten, bis an die Küsten Grönlands und Kamtschatkas und bis in die feuerländischen Fjordlandschaften hinein: wir vermögen es heute zu erraten. Der unbezwingbare Trieb war's nach Ellenbogenfreiheit und Lebensspielraum. War die Fähigkeit eines jener Paradiese, Menschen zu ernähren, ausgefüllt, so mußten die neu Hinzuwachsenden auswärts drängen. Neue Heimatsgebiete mußten aufgesucht, neue Formen und Mittel des Daseinskampfes gefunden werden. Und sie fanden sich; denn die Anpassungsfähigkeit und die Erfindungsgabe waren unverwüstlich.

Ob es aber die kraftvollsten oder die schwächeren Individuen waren, die zuerst eine durch Generationen bewohnte Landschaft verließen, um neue Heimstätten zu finden? Dafür läßt sich wohl keine dauernde Regel aufstellen; die mannigfachsten Umstände mögen darauf eingewirkt haben. Eroberer oder Flüchtling — jeder Einzelne und jeder Volksstamm kann beides zugleich werden. Das zeigt uns die Geschichte, wie es auch durch die ältesten Sagen spielt.

Immer aber war's die Landschaft, die des neu Einwandernden mächtige Lehrmeisterin ward. Die Natur, die er zu bekämpfen hatte, schmiedete dem Menschen auch die Waffen dazu. Sie gab ihm die Arbeitsaufgaben, lieferte ihm aber auch das Werkzeug dafür. Sie umgab ihn mit Frost und Schnee — und lieferte ihm das Holz, seine Hütte zu wärmen; sie zeigte ihm das leichtfüßige Jagdwild und den flinken Fisch — er erfand sich den Schleuderspeer und das geflochtene Netz, um sich beider zu bemächtigen. Die Landschaft ward seine Werkstätte, ausgerüstet mit hundertfältigem Werkzeug, das er bald aus dem Geweih des erlegten Elchs, bald aus dem zugespitzten Rohr oder aus dem zur Axt geformten Feuersteine sich schuf. Im Urwalde ward er zum Jäger; in grasigen Triften lernte er die Büffelkuh zu melken; an den Ufern der Ströme und an den Meeresküsten ward er zum Fischer. Und Geschlecht um Geschlecht vermehrte und schärfte die Waffen des Daseinskampfes; aber immer war die Landschaft mit ihren Gaben und mit ihren Bedingungen die Lehrmeisterin dazu.

Und dann mußten wieder Hunderte von Geschlechtern versinken, ehe die Landschaft durch den Menschen ein verändertes Gesicht erhielt. Langlange Zeiträume mußten vergehen, ehe der erste Bau geschaffen werden konnte, der seinen Erbauer überdauerte, ehe der erste Baum gefällt, der erste Weg gebahnt, der erste Steg gefertigt werden konnte. Und noch weit, weit längere Zeit verging, ehe das erste Ackerfeld ins jungfräuliche Grün gelegt ward, und damit der Mensch anfing, ganze Flächen des Erdbodens umzugestalten. Niemand weiß es und niemand wird es jemals erforschen können, auf wie vielen Ansiedlungen, Dörfern und Städten wiederum hundertjähriger Wald gewachsen ist; wie viele von diesen Menschenwerken wieder durch wehenden Sand und stürzende Schneemassen, durch Strom- und Meeresflut und durch feurige Lavabäche begraben



Abb. 8. Lattemar.

Nach einer Photographie von Dr. Ed. Arning. (Zu Seite 8.)



Abb. 9. Rothenburg ob der Tauber. Nach Matthias Merian. (Zu Seite 15.)

worden sind. Aber trotz der furchtbaren, zermalmenden Griffe, mit welchen die Natur immer und immer wieder die Schrift auszutilgen gewußt hat, die ihr der Mensch ins Antlitz zu schreiben wagte: rastlos erneute er diese Schrift, mit dem steinernen und ehernen Beile, mit dem Spaten und dem Feuer, in den Felsen der Berge und in den Tiefen der Urwälder; bis sie endlich zu jenen Zeichen ward, die heute der Scharfblick prähistorischer Forschung durchsucht.

Nur winzige Bruchteile der Erdoberfläche sind's glücklicherweise, wo der Mensch geradezu als Feind der Landschaft auftreten konnte. Wer durch einen sächsischen oder niederrheinischen Industriebezirk, durch einen englischen Fabrikdistrikt oder durch ein nordamerikanisches Petroleumgefild hinfährt, kann freilich sagen: hier hat der Mensch die Landschaft vernichtet; hier hat er an die Stelle frohen Naturwaltens seinen rastlosen Erwerbsbetrieb gedrängt; hier sanken Wald und Busch unter seinen Streichen; seine Aschen- und Kohlenhaufen breiteten sich über das Grün der Matten, und der Qualm seiner Schlote trübt hier den Himmel (Abb. 7).

Wie klein sind diese Landstriche gegenüber jenen, wo noch die unverfälschte jungfräuliche Natur waltet und schafft; wie klein auch gegenüber denjenigen, wo zwar menschliches Leben sich rührt, aber ohne die ursprüngliche Schönheit der Landschaft gestört zu haben! (Abb. 8.)

Die moderne Geologie weiß, daß es stets zwei ganz verschiedene, auf die irdische Landschaft einwirkende Gruppen von Kräften gegeben hat und heute noch gibt: die siderischen und die tellurischen Kräfte. Die siderischen Kräfte schaffen Einwirkungen von außen; es sind Kräfte, die von Gestirnen ausgehen, vor allem von der Sonnenwärme. Sie bewirkt die rastlose Tätigkeit im Kreislauf der Gewässer; sie veranlaßt die Verdunstung der Gewässer und damit auch wieder deren Niederschläge, die Befeuchtung der Erdrinde, die Bewegung des Luftmeers, die Bildung und Veränderung der Pflanzen- und Tierwelt; sowie alle Umgestaltungen, die das rinnende Wasser an der Erdrinde vornimmt. Sie läßt die Gebirge durch Wasser und Eis zernagen und ihre Bestandteile nach den Tälern, dem Flachlande und dem Meeresboden zuführen; sie verflacht ununterbrochen, aber sie befruchtet und belebt auch.

Die tellurischen Kräfte aber, die auf die Landschaft einwirken, sind jene, die unter der Erdrinde arbeiten und dann mit ihrer gestaltenden Tätigkeit auch hervorbringen und die Erdrinde umwandeln. Es sind die vulkanischen Kräfte, die Erdbeben, die Bewegungen der Erdrinde bei der Gebirgsbildung. Diese Zuckungen und Erschütterungen gehen nur von Vorgängen aus, die im Inneren der Erde sich vollziehen; sie falten, brechen, türmen auf, pressen und schleudern Teile der Tiefe empor.

Und die Grundverschiedenheiten aller Landschaftsbilder hängen davon ab, ob die Wirkungen der siderischen oder der tellurischen Kräfte stärkeren Ausdruck finden.

Diese beiden Gruppen von Kräften aber haben gebaut und gegraben, getürmt und geschaufelt, gespalten und zertrümmert, unendlich lang, ehe der Mensch ähnliche Arbeiten begann. Diese konstruktiven Künste waren Gaben der Natur und wurden von ihr als Erbschaft einzelnen Tierarten und vor allem dem Menschengeschlecht überliefert. Die Seele der Natur war eine Künstlerin, deren feinste Talente der Mensch ererben durfte.

Heute noch wirken diese beiden Gruppen von Kräften. Aber während das, was aus dem Inneren der Erde heraufarbeitet, nur an einzelnen Punkten aus Vulkanen seine Trümmer und Aschen, seine Lavagüsse, seine siedenden Wasserfontänen und Schlammströme emporwirft und nur einzelne Landstriche ab und zu von schauerlichen unterirdischen Stößen erzittern läßt, arbeiten die siderischen Kräfte ununterbrochen, Tag und Nacht, an der ganzen festen Erdoberfläche. Mit ihnen findet die Menschheit mehr und mehr sich ab, lernt sie zu nützen, teilweise sogar zu beherrschen.

Aber keine Generation weiß, was diese Mächte in Zukunft beginnen werden, ob sie nicht das, was sie in Äonen gebaut haben, wieder mit furchtbaren Zeitaltern neuer Erschütterungen, Faltungen, neuer Sintfluten heimsuchen, um es zu zertrümmern, übereinander zu türmen, zu verschwemmen oder unter neuen Eisströmen zu begraben.

Und wenn wir annehmen dürfen, daß die Landschaftsbilder, welche die Erde nach Hunderttausenden von Jahren zeigen wird, ebenso verschieden sind von denen der Gegenwart, wie diese von der Landschaft der Kreidezeit, des Jura oder der devonischen Zeitalter: dann dürfen wir auch mit Sicherheit vermuten, daß jene Lebewesen, die in dieser fernen Zukunft auf der Erdfläche erscheinen, um unser Erbe anzutreten, Gestalten und Fähigkeiten haben werden, von denen wir uns heute nichts träumen lassen. Aber das geht über den Spielraum dieser Betrachtung hinaus.

Einstweilen steht der Mensch, das reife Geschöpf eines späten Zeitalters, zwischen dem Walten der tellurischen und der siderischen Kräfte. Er spürt sie um sich her und in sich. Er weiß, daß er selber eines ihrer vollkommensten Werke ist und daß sie dereinst ein Heimfallsrecht an ihm geltend machen werden, wie an denen, die vor ihm waren, daß er aber auch in ihnen weiter leben wird.





2. Kapitel.

Der landschaftliche Eindruck und die Landschaftskunst.

Wo sich die Landschaft als Ganzes dem Auge bietet, ist sie zusammengesetzt aus vier landschaftlichen Elementen: der steinernen Erdrinde, dem Wasser, der Pflanzenwelt und dem Himmel mit seinen Luft- und Lichterscheinungen. Wir mögen uns ein vollkommenes, unsere Ansprüche an die Natur befriedigendes Landschaftsbild nicht denken ohne ein Zusammenwirken dieser Elemente. Freilich kann sowohl die Wirklichkeit als auch die künstlerische Nachbildung derselben landschaftliche Bilder hervorzaubern, in denen eines oder das andere dieser Elemente fehlt oder zu fehlen scheint, und die doch Freude und Bewunderung hervorrufen.

Es gibt Waldlandschaften, die nicht den kleinsten Durchblick nach dem Himmel gestatten. Und doch spüren wir in ihnen die Wirkungen der durchleuchteten Luft, die über ihnen hängt; denn sie zeigen sich in der mannigfachen Beleuchtung, im rätselhaften Dämmer des Hintergrundes, aus dem Stämme und Laubgruppen und die dem Waldboden entwachsene kleinere Pflanzenwelt sich heller oder dunkler, mit Licht- und Schattenteilen abheben. Diese Wirkungen zeigen sich auch im Schimmerglanz der Waldbäche, der Quellen und Tümpel, die den Boden befeuchten, ja selbst der Tautropfen, die auf den Blättern liegen. Lichtwirkungen sind ja überall, wo wir überhaupt etwas sehen.

Wir können uns auch Landschaften denken und haben sie schon oft gesehen, die keine Spur von den steinernen Falten und Rissen der Erdkruste erkennen lassen und doch reich

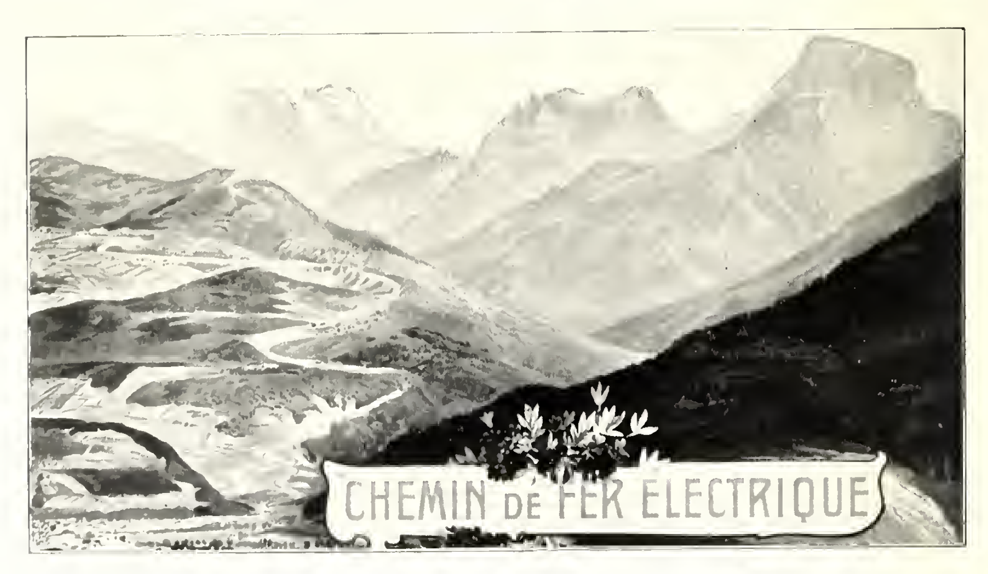


Abb. 10. Ausschnitt eines Plakates von Reckziegel.
Aus der Lith.-art. Anstalt von Hubacher & Biedermann in Bern. (Zu Seite 16.)



Abb. 11. Ballon mit Landschaft von einem anderen höher stehenden aus gesehen. (Zu Seite 18.)

an Schönheit sind. Auch das Wasser fehlt manchem Landschaftsbilde vollständig; aber wir mögen es nicht gerne vermissen, wie uns auch die Erscheinung des Meeres weit mehr anzieht, wenn sie mit dem Lande zusammen uns entgegentritt.

Zu jenen vier landschaftlichen Elementen gesellen sich belebend und bereichernd noch die Tierwelt und die mannigfachen Spuren des Menschenlebens in der Landschaft. Die erstere vervollständigt das Naturwalten; die letzteren lassen uns je nach ihrem Inhalte die Landschaft als Ernährerin oder als Wohnstätte, als Tatenfeld oder als Friedhof erscheinen.

Die Landschaft zeigt uns Farben und Formen. Von den Farben wissen wir, daß sie wechselnde sind bei Tag und Nacht, bei Regen und Sonnenschein, im Sommer und Winter; daß sie sich steigern können bis zu zauberischer Buntheit und vereinfachen bis zum fein abgetönten Weiß und Grau. Die Formen sind das Dauerhaftere. Während die Farben mehr zur schauenden Empfindung sprechen, reden die Formen mehr zum nachdenkenden Verstande; Schönheit können beide im reichsten Maße bieten. Nur ein übermächtiges Eindringen von Farben und Formen zugleich verwirrt und zerstreut den Blick und das Auffassungsvermögen. Ein geläutertes Urteil verlangt nach einem gewissen edlen Maße in der Erscheinung der Dinge.

Die vier landschaftlichen Elemente vermögen sich gegenseitig zu ersetzen und zu verdrängen, aber auch harmonisch nebeneinander zu bestehen. Ob eins oder das andere von ihnen den vorherrschenden Eindruck im Landschaftsbilde gewinnt, hängt weniger vom Raume ab, den es einnimmt, als von der Wucht und Eigenart, mit der es auftritt, Blick und Verständnis gefangennehmend. An Kraft und Dauer des Eindrucks kann ein einzelner Fels einen ganzen Berg, eine Baumgruppe einen ganzen Wald übertreffen.

Was den Blick in der Landschaft ermüdet, ist die Wiederholung des Gleichförmigen. Aber auch sie hat ihre Berechtigung, weil sie die unermüdliche Schöpferkraft der Natur vors Auge führt.

Vom spärlicheren oder dichteren Volkstum eines Landes hängt es ab, ob dessen Landschaften mehr Naturinhalt und Naturereignis oder mehr Menschenwerk und Menschenschicksal aufweisen. In der Westhälfte Europas, in Ostindien und Japan, auch im Osten



Abb. 12. Pompejanische Malerei. (Zu Seite 18.)

der Vereinigten Staaten erschließen sich Landschaftsbilder, wo jeder Quadratmeter Bodenfläche die Werke des Menschen erkennen läßt. Zwischen dem, was völlig Acker oder Gartenland oder Haus und Hof geworden ist, und der jungfräulichen Wildnis bestehen viele Übergangsstufen. Die Wildnis wird durch den flüchtig sie durcheilenden Menschenschritt noch nicht ihres Naturzaubers beraubt. Dazu bedarf es zäher und anhaltender Arbeit; und wo diese ein Ende nimmt, kehrt die Wildnis wieder mit unversiegbarer Kraft.

Räumliche Gegensätze in der Landschaft sind Höhe und Tiefe, Nähe und Ferne. Senkrechte und wagerechte Erstreckung drängen sich dem Blick immer und überall auf.

Aber verschieden sind die Zeichen, aus denen wir uns ein Maß für Höhen und Tiefen, wie für die wagerechten Entfernungen zu bilden gewohnt sind. Da der Mensch viel leichter die wagerechten Entfernungen überwindet, ist es naturgemäß, daß er sie auch leichter mit dem Auge zu messen lernt, als die senkrechten. Aber dafür sind die Unterschiede vom Nächsten zum Ferneren viel größere, als die uns bemerkbaren Höhenunterschiede.

Unser Maßstab für die Entfernungen sind die Größenverschiedenheiten und die Farbenunterschiede. Das Auge gewöhnt sich durch Übung an die perspektivische Verkleinerung der Erscheinungen und an ihre mit der Entfernung zunehmende Verschleierung. Da wir aber wissen, daß die Verschleierung nach Tageszeit und Wetter wechselt, halten wir uns an die sicherere perspektivische Verkleinerung. Aber auch aus ihr ein richtiges Maß sich zu bilden, setzt viel Übung voraus. Wir wissen, daß ein normales Auge in einer Entfernung von tausend Metern noch einen Menschen in der Landschaft sich bewegen sieht. In einer Entfernung von zehntausend Metern sehen wir noch einzelne Bäume deutlich. Auf zweitausend Meter erkennen wir noch die Fenster eines Hauses; Dorfkirchtürme auf zwanzig Kilometer und weiter. Die größten Entfernungen, die das Auge von deutschem Boden aus durchmißt, sind wohl jene vom Böhmerwalde bis zu den Stubayer Fernern — über 200 Kilometer —; oder vom Schwarzwald bis zu den Berner Alpen; bei klarstem Horizont. Aber was ist das gegenüber der Entfernung, die uns vom Monde trennt, von der Sonne oder dem Stern Aldebaran, und die wir dennoch überschauen? So sind es gewisse Raumerscheinungen, mit denen der Mensch fortwährend in der Landschaft beschäftigt ist. Die ungleichen Entfernungen schaffen die Begriffe von Vordergrund, Mittel- und Hintergrund. Es gibt Landschaftsbilder, bei denen die eine oder die andere dieser Entfernungen, oder vielmehr die in ihr zur Erscheinung kommenden Gegenstände den Blick vorzugsweise gefangen nehmen; andere, in denen die nächsten, die ferneren und die fernsten Erscheinungen mit gleicher harmonischer Kraft auf den Beschauer wirken. Zweifellos haben die Beschauer je nach der Schärfe ihres Blickes, aber auch nach ihrer verschiedenen Landschaftskenntnis, naturwissenschaftlichen Bildung, nach ihrer Phantasie und Kombinationsgabe eine sehr ungleiche Empfänglichkeit für die Erscheinungen der Nähe und Ferne. Darum wird den einen ein Landschaftsbild — sei es ein natürliches oder ein künstliches — mehr anziehen, das einen reichen Vordergrund aufweist; während ein anderer für die Szenerie des Mittelgrundes und ein dritter für jene des Hintergrundes mit besonderem Gefühl und Verständnis veranlagt ist.



Abb. 13. Miniaturmalerei einer Handschrift mit den Predigten des griechischen Mönches Jakobus über die Feste der heil. Jungfrau. (1208.)
Paris, Nationalbibliothek. (Zu Seite 18.)

Dadurch wird eine Verschiedenheit des landschaftlichen Geschmackes geschaffen, die denselben von vornherein nicht an ganz strenge ästhetische Gesetze gebunden sein läßt. Nicht jeder vermag in die Ferne zu schauen und mit den dort schwimmenden Rätseln sich zu befassen, wie auch nicht jeder sich in das Nächste zu vertiefen versteht.

Viele Jahrhunderte hat es gewährt, bis die Menschheit jene landschaftlichen Eindrücke, jene Erkenntnis des von ihr bewohnten Bodens, als Ganzes zu erfassen und die Einzelheiten desselben zu vergleichen vermochte. Auch die Geographie hat ihre Vorgeschichte, die mit den Sagen von uralten Sintfluten und Völkerwanderungen, von Götter- und Dämonenwelten durchflochten ist. Wie langsam ist der Fortschritt von der biblischen Schöpfungsgeschichte, von den kosmogonischen Phantasien der hellenischen Philosophen oder vom nordischen Schöpfungsmythus bis auf die lichtbringenden Forschungen der modernen Naturwissenschaft! Wie anders gestaltet sich heute das Weltbild vor den Augen jedes Schülers, als einst vor dem Blicke des Ptolemäus und des Herodot! Und wie sehr hat sich mit dem gesamten Weltbild auch jener Eindruck umgestaltet, den das einzelne Landschaftsbild auf den Kulturmenschen macht, dem Reiseerinnerungen und Photographien, Kunstwerke aller Art, Karten und Reiseschilderungen tausend Landschaften herbeizaubern zur Vergleichung und Beurteilung der einen, die gerade vor seinen Augen liegt! Das landschaftliche Urteil des gebildeten Menschen im zwanzigsten Jahrhundert steht über dem der antiken Welt so hoch wie die modernen Atlanten über der Weltkarte des Ptolemäus, wie der Zauber, der uns aus den Landschaftsbildern unserer Kunstausstellungen anspricht, über den ältesten rohen Versinnlichungen von Bergen, Wassern und Bäumen.



Abb. 14. Das Wunder des Quelles. Wandgemälde von Giotto. (Zu Seite 19.)

Wo der Mensch versucht, den Eindruck der Landschaft wiederzugeben, kann seine Darstellung entweder von wissenschaftlichen oder von künstlerischen Gesichtspunkten ausgehen. Wissenschaftliche Gesichtspunkte schaffen die Landkarte, den Plan und die Reliefkarte; künstlerische das Landschaftsbild und die plastische Wiedergabe der Landschaft. Die



Abb. 15. Die Anbetung des Lammes. Gemälde vom Genter Altar von Hubert und Jan van Eyck. Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München. (Zu Seite 19.)

künstlerischen und die wissenschaftlichen Gesichtspunkte können auch ineinander übergehen oder sich wenigstens Zugeständnisse machen.

Die größte Schwierigkeit bei der kartographischen Darstellung der Landschaft boten stets die Unterschiede des Geländes. Man nimmt heute an, daß schon der alte alexandrinische Geograph Ptolemäus auf seinen Karten jene perspektivische Zeichnung der Gebirge eingeführt habe, die bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Landkartenzeichnung beherrschte. Nicht bloß Berge, auch Ortschaften und Waldungen wurden auf den Karten in perspektivischer Ansicht gegeben; man ließ sie teils von oben, teils von der Seite sehen, indem man sich als Vogel dachte, der über die Landschaft hinstrich. Nahe lag es dabei, die Hauptunterschiede im Landschaftsbilde, Berg, Wald, offenes Land und Wasser durch verschiedene Farbengebung hervorzuheben. Auch wo man bloß über Schwarz und Weiß verfügte, konnten die Flüsse durch Bänder, die Berge in perspektivischem Aufbau als spitzere oder stumpfere Pyramidenreihen gegeben werden. Schon der Schweizer Tschudi (1505—1572) sah sich veranlaßt, eine halbseitige Beleuchtung der Berge, die sich wohl bereits auf einzelnen Karten des Ptolemäus bemerkbar macht, mit Entschiedenheit durchzuführen. Noch deutlicher wird das Streben nach landschaftlicher Charakteristik bei einer berühmten Karte des Ingolstädter Gelehrten Apianus (1531—1589), auch mit seitlicher Lichtgebung. Sehr bezeichnend für das Streben, landschaftliche und kartographische Bilder zu vereinen, sind manche von den Stichen des berühmten Baselers Matth. Merian (1593—1651). (Abb. 9.)

Im achtzehnten Jahrhundert aber kam man mehr und mehr zu der Einsicht, daß das Streben nach landschaftlichen Eindrücken nicht mehr die mathematische Richtigkeit des Kartenbildes beeinträchtigen dürfe. Bezeichnend für diesen Fortschritt sind die Karten des Tirolers P. Anich und des Franzosen Cassini. Letzterer verzichtet schon völlig auf die perspektivische Zeichnung und vervollkommnet dafür die Darstellung des Geländes durch Schraffenzeichnung und durch Einführung einer besonderen Felsenzeichnung.

Im neunzehnten Jahrhundert, als in den Kulturländern die großen topographischen Landesaufnahmen begannen, ward aus den Landkarten alles beseitigt, was die geometrische Richtigkeit stören konnte. Zu gunsten des landschaftlichen Eindruckes behielt man nur mitunter noch die seitliche Bergbeleuchtung und Farbenunterschiede bei. Bei feiner Auswahl der Farben und durchgeführter Seitenbeleuchtung vermögen auch solche Karten



Abb. 16. Landschaft. Gemälde von Tizian. (Zu Seite 19.)

noch, wenn man von der Störung des Auges durch die eingedruckten Namen absieht, vollkommene, aus der Höhe gesehene Landschaftsbilder zu geben.

Daneben hat sich, namentlich für Darstellung von kartographischen Einzelheiten, auch die Ansicht aus der Vogelperspektive weiter entwickelt. Man lernte einsehen, daß das schräg von oben gesehene Landschaftsbild für bestimmte Zwecke recht brauchbar sein und künstlerische mit kartographischen Zielen vereinigen, namentlich dem Geschmack in der Farbenwahl einen sehr weiten Spielraum lassen könne. Auf gewisse konstruktive Grundsätze darf dabei nicht verzichtet werden. Aber es werden sich große Unterschiede ergeben, je nachdem man dabei nur einen oder eine Reihe von fortlaufenden Standpunkten in der Höhe einnimmt, je nachdem man auf die Wölbung der Erde, und auf die Verschleierung der Ferne durch die Luft Rücksicht nimmt oder nicht. Die moderne Plakatkunst leistet bekanntlich in dieser Richtung immer Besseres; nicht minder das Illustrationswesen für Bücher und Zeitschriften (Abb. 10).

Anhaltspunkte für solche Darstellung gab jeder Blick von einen Turme oder von einem Berge aus, über das in der Tiefe liegende Gelände. Man brauchte sich nur in Gedanken weiter und weiter emporzuschwingen.

Die allerjüngste Zeit nun hat es verstanden noch eine neue Gruppe von Landschaftseindrücken zu liefern, die den forschenden Verstand und die schweifende Phantasie in gleicher Weise anzuregen vermögen. Einen seltsamen Übergang von irdischen zu außerirdischen Landschaften weisen jene Bilder auf, die sich dem Luftschiffer von der Höhe seines leichthinsegelnden Fahrzeuges aus bieten. Es war ja fast selbstverständlich, daß in

den letzten Jahrzehnten die kühnen Menschen, die den Erdboden verließen, um das Luftmeer zu durchforschen, auch bald ihre photographischen Apparate mit sich nahmen, um das Bild der Heimaterde, aus der Höhe gesehen, festzuhalten. So haben wir heut schon eine ganze Reihe von Landschaftsbildern, die aus der Perspektive der Lerche und des Kondors geschaut und nicht bloß konstruiert, sondern der Wirklichkeit untrüglich entnommen sind. In Ausstellungen wie in aeronautischen Zeitungen wurden sie uns vorgeführt.

Damit ist ein ganz neues Gebiet landschaftlicher Darstellung erschlossen.

Solche Bilder müssen den uns gewohnten um so ähnlicher sein, je spitziger der Winkel ist, unter dem die Erdfläche und der Blick des Luftfahrers sich treffen. Je mehr dagegen dieser Winkel einem rechten sich nähert, je senkrechter also das Luftfahrzeug über dem aufgenommenen Bilde schwebt, um so fremdartiger muß das letztere erscheinen. Auf seine Deutlichkeit und Schönheit müssen die Klarheit der Luft, die Lichtstärke und der Sonnenstand den größten Einfluß nehmen.

Der bewanderte Aeronaut mag solche Bilder mit dem ruhigen Interesse des Geographen und Meteorologen betrachten. Dem phantasievollen Laien wecken sie andere Gedanken. Ihm führen sie vor Augen, was er wohl zu schauen bekäme, wenn er als abgeschiedene Seele sich von der Erde getrennt hätte, um sich durch die Wogen des Äthers hinaustragen zu lassen in den unendlichen Weltraum. Eine kurze Weile noch schaut er hinunter in die Gassen der Heimatstadt und auf ihre Nachbarflur; aus der Tiefe herauf grüßt ihn noch das gewundene Band des Stromes mit seinen weißen Uferrändern und grünen Inseln. Dann sinkt das Bekannte rasch in die Tiefe, an Form und Farbe zerfahrend; fernere umschleierte Landränder tauchen empor; immer fremdartigere Züge gewinnt das Ganze. Und wenn erst trennendes Gewölk sich zwischen den fliegenden Wanderer und die verlassene Erdfläche drängt, kommt er zu einer Ahnung davon, was es heiße, in die Unendlichkeit zu schweifen.

Lang, ehe die Photographie aus den Körben der Luftfahrzeuge ihre Gläser nach der Erdenlandschaft richten konnte, hat schon, wenn auch mit ganz anderen Mitteln und

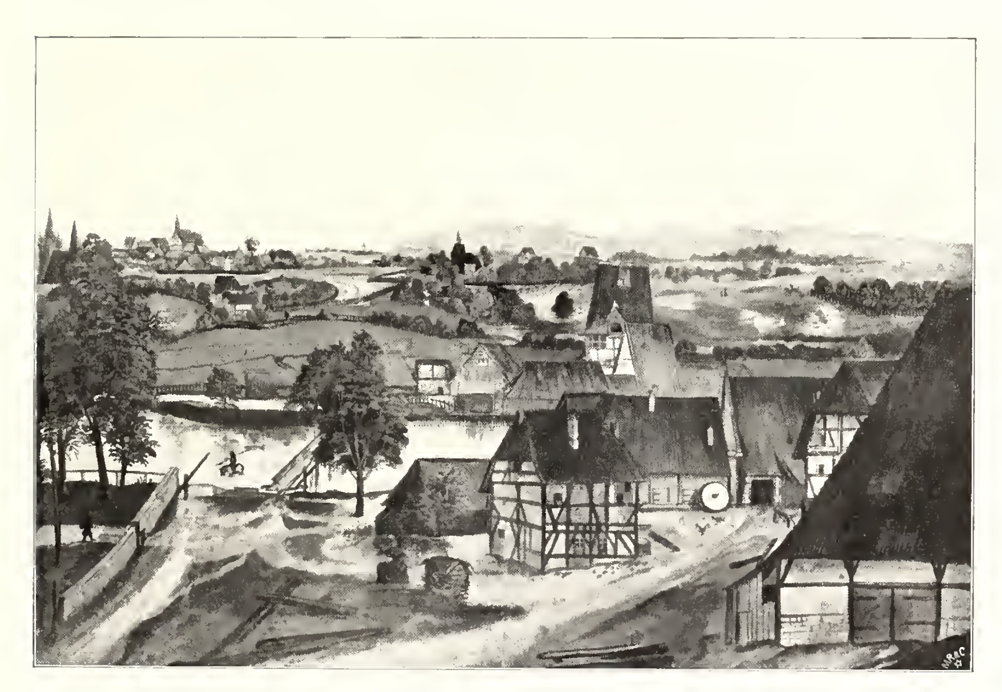


Abb. 17. Die Drahtziehmühle. Gemälde von Albrecht Dürer. (Zu Seite 19.)

unter anderen Gesichtspunkten die Planzeichnung und die Kartographie es verstanden, sich mit der Landschaft aus der Vogelperspektive zu befassen. Die Landkarte gewinnt um so mehr den Charakter eines von oben gesehenen wirklichen Landschaftsbildes, je weniger die Erscheinungen der Bodengestaltung und Bewässerung durch eingeschriebene Namen verunstaltet sind, je genauer die Licht- und Schattenverschiedenheiten und die Farben der wirklichen Landschaft gesucht und gegeben sind. Was am meisten einer Landkarte die Eigenschaft eines wirklichen Landschaftsbildes zu geben vermag, ist einseitige Beleuchtung der Erhöhungen und Vertiefungen. Eine solche ergibt sich naturgemäß von selber bei photographischen Nachbildungen nach Reliefkarten.

Immerhin ist noch ein großer Unterschied zwischen der Ballonphotographie einerseits, der Reliefkarte und ihrem photographischen Nachbilde andererseits. Die letzteren beiden können ja niemals die zarten Lufttöne geben, die auch auf der Ballonphotographie zur Geltung kommen (Abb. 11). Und das Landschaftsbild der Landkarte ist ein konstruiertes, während das aus Ballonhöhe Gesehene ein Naturbild ist. Damit hängt es zusammen, daß bei dem Blicke aus dem Luftballon die Verkleinerung der landschaftlichen Erscheinungen, der Umfang des Horizonts und die Verschiebung der Winkel, unter welchen die einzelnen Erscheinungen gesehen werden, in genauem Zusammenhange stehen, was bei dem Relief aus sehr einfachen technischen Gründen nicht zu erreichen ist.

Künstlerische Wiedergabe der natürlichen Landschaft findet sich schon im klassischen Altertum, auf pompejanischen Wandgemälden, und zwar in einer Vollendung, wie sie nach dem Verfall der antiken Kunst tausend Jahre später noch nicht wieder erreicht war (Abb. 12). Während die chinesische Landschaftsmalerei vom Jahre 960—1278 einer Blütezeit sich erfreute, die von feinem Naturverständnis zeugt, sehen wir in der abendländischen Kunst des gleichen Zeitraumes noch recht unvollkommene Versuche. Das Mittelalter bot Landschaftsbilder in seiner Miniaturmalerei, sowie in seiner Tafelmalerei (Abb. 13) und Teppichweberei; aber das Naturverständnis darin ist ein kindliches; von Linien- und Luftperspektive kaum die Spur. Das zeigt sich auch noch bei dem



Abb. 18. Winterlandschaft. Gemälde von P. Brueghel d. J., genannt Höllenbrueghel.
(Zu Seite 19.)



Abb. 19. Turnier vor einem Schloß. Gemälde von P. P. Rubens.

Italiener Giotto (1276—1337), dessen Bäume wie „Kinderspielzeug mit Papierblättern" (Woermann) aussehen (Abb. 14). Die blumenreiche Wiese des Vordergrundes war für viele Generationen von Malern das Einzige, was ihnen aus der Landschaft verständlich ward, bis den Brüdern van Eyck das Auge für die Schönheiten der Natur sich erschloß (Abb. 15). Aber ihrer Zeit und lang nach ihnen auch ihren Nachfolgern galt die Landschaft als durchaus nebensächlich im Bilde. Auch den Italienern vor Tizian. Diesem aber war, aus seiner Gebirgsheimat heraus, doch schon eine starke Liebe auch zur außermenschlichen Natur im Herzen aufgegangen (Abb. 16). Gleiches darf auch von A. Dürer behauptet werden, der für seine fränkische Heimatlandschaft tiefes und inniges Verständnis zeigt (Abb. 17). Lange noch litt die Landschaftsmalerei unter dem Bestreben, möglichst vielerlei von Bergen und Wassern, von Wald, Wiesen und Feldern, Städten und Dörfern, Burgen und Kirchen auf einem Bilde zu geben, statt nach Größe, Einheitlichkeit und Naturwahrheit des Eindrucks zu streben. Eine Neugestaltung der Landschaftskunst nahm ihren Ausgang von den Niederlanden mit P. Brueghel (Abb. 18) und dem gewaltigen Rubens (Abb. 19), der, wenn ihm auch das Figürliche stets Hauptsache blieb, doch auch in seinen landschaftlichen Hintergründen den großen Zug seines Genius erkennen läßt. Im Anfang und um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zeigt sich nicht bloß in den Niederlanden ein immer reiferes landschaftliches Verständnis; auch in Italien, wo Annibale Carracci auftrat und Salvator Rosa seine düsteren phantastischen Landschaftsbilder schuf. Er ist ein gewaltiger Naturalist, während seine nächsten Vorgänger, wie Carracci (Abb. 20), Paul Bril und Adam Elzheimer als Anhänger des klassischen komponierenden Kunstwerkes sich zeigen. In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts erscheint dann eine Reihe glänzender Namen, wie Nicolas Poussin, Claude Lorrain (Abb. 21) und unter den Niederländern vor allen Jakob Ruysdael (Abb. 22).

Poussin, angeregt durch italienische und niederländische Meister, als der Begründer des „heroischen" Landschaftsbildes bezeichnet, war ein Schwärmer für klassische Landschaftsformen, für systematische Massenverteilung, berechnende Anordnung und Strenge der Zeichnung. Aber Härte, Farblosigkeit, Kälte und Unnatur lassen ihn dem heutigen



Abb. 20. Landschaft. Gemälde von Annibale Carracci.
Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München. (Zu Seite 19.)

landschaftlichen Empfinden als fremd und verkünstelt erscheinen. Ihn übertraf sein Schüler Caspar Dughet und der Lothringer Claude Lorrain (Cl. Gelée), der Meister des in Baumwipfeln spielenden Sonnenlichtes und der in leichtem Dufte vergehenden Fernen. Auch er ist ein entschiedener Anhänger der klassischen Richtung, ein Freund bedeutender Architekturbestandteile, mythischer oder geschichtlicher Vorgänge, die er in seinen Landschaften sich vollziehen läßt.

Ganz anders die, mit einer schlichteren, aber dafür um so wirklicheren Natur lebenden Niederländer, Ruisdael und van Everdingen. Ruisdael insbesondere, einer der größten Bahnbrecher landschaftlichen Verständnisses, sah die Landschaft nicht im Sonntagsglanze, sondern erfaßte mit Vorliebe ihre ernsten melancholischen Züge. Er brachte seine Kunst der Wirklichkeit weit näher, als seine Vorgänger, ohne auf dichterische Gestaltung, auf ergreifende Eindrücke zu verzichten. Dafür nennt ihn kein Geringerer als Goethe selbst einen Dichter unter den Malern.

Ruisdael war ein Zeitgenosse des bedeutendsten Meisters, den die holländische Schule hervorbrachte, Rembrandts (Abb. 23). Wenn auch der letztere in erster Linie Figurenmaler war, so ist uns doch genug von seinen landschaftlichen Zeichnungen erhalten, um ihn auch nach dieser Richtung hin hochzuschätzen.

Das achtzehnte Jahrhundert ward für die Landschaftsmalerei eine Zeit des freudlosen Stillstandes und kraftloser Nachahmung. In England und Frankreich, wie in Deutschland hielt man sich an die Vorbilder Poussins und Claude Lorrains; auch die Niederländer wiederholten größtenteils, was ihre großen Meister des siebzehnten Jahrhunderts ihnen gezeigt hatten. In der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts erst erscheinen in England Gainsborough und Wilson; aber erst um die Wende zum neunzehnten Jahrhundert werden Turner (Abb. 24) und J. Constable Bahnbrecher neuer Landschaftskunst. Deutschland stand im achtzehnten Jahrhundert, unter Führung von Winckelmann, im Banne des Klassizismus; so auch der bedeutendste seiner am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts wirkenden Landschaftsmaler, J. A. Koch (Abb. 25). In dieser Zeit erschien die Landschaft, wie sie von der Natur geschaffen war, einer künstlerischen Darstellung nicht würdig; Maler und Zeichner suchten vielmehr, sie in allen Einzelheiten zu verbessern, zusammenzuhäufen, was ihnen an landschaftlichen Eindrücken interessant und wertvoll erschien. Dadurch wurden ihre Schöpfungen unwahr.

Das neunzehnte Jahrhundert vertieft und befreit den landschaftlichen Blick des Kulturmenschen. Es vertieft ihn durch die so mächtig bereicherte Erkenntnis der Natur; es befreit ihn von den Banden schulmäßiger Überlieferung, theatralischer Aufputzmanier.

In Deutschland treten als hervorragende Landschaftskünstler Karl Rottmann mit seinem feinen Empfinden für schöne Linien (Abb. 26), Friedrich Preller mit seinen von wunderbarem Stilgefühl aufgebauten Odyssee-Landschaften auf (Abb. 27); Lessing wird aus einem träumenden Romantiker durch unablässiges Studium der heimischen Landschaft zur Wirklichkeit derselben geführt. Weicher als er ist Schirmer, den seine Richtung als ein Gemisch von Klassizismus und Romantik erscheinen läßt. Dann arbeitet sich der Einfluß nordischer Künstler in die deutsche Landschaftsmalerei herein: der Norweger Dahl, der Hamburger Chr. Morgenstern, der Holsteiner Ludw. Gurlitt. Andreas Achenbach (Abb. 28) zeigt sich, neben der Natur auch das Beste, was die Landschaftsmalerei all seiner Vorgänger geboten hatte, in sich aufnehmend, als kühner Realist. Würdig steht ihm sein Bruder Oswald zur Seite (Abb. 29). Ein Abweg aber war es, als die europäischen, und namentlich die deutschen Landschafter in der ganzen Welt umherfuhren, um überall, in Afrika und Hinterindien, am Niagara und am Nordkap das Interessanteste aufzusuchen und im Bilde wiederzugeben. Dadurch ward mehr das geographische als das künstlerische Interesse gefördert.

Vom Jahre 1830 ab rührt sich in Frankreich eine mächtige, durch die englische Landschaftsmalerei angeregte Kunstbewegung. Das Häusermeer des großen Paris ließ eine leidenschaftliche Liebe zur Natur in jungen Künstlerherzen aufflammen; diese suchten ihre Künstlerfreuden in der nächsten Nähe von Paris, vor allem in dem prachtvollen Walde von Fontainebleau. Es entstand das „intime“ Landschaftsbild; Th. Rousseau (Abb. 30), Corot (Abb. 31) und Millet (Abb. 33) waren seine Bahnbrecher. Dem



Abb. 21. Die Landschaft mit der Mühle. Nachmittagstimmung.
Gemälde von Claude Gelée, gen. Lorrain. (Zu Seite 20.)

Realismus folgte der „Impressionismus“, das Streben, die ersten, schlagenden Eindrücke, wie sie in das Auge springen, zu erfassen, in das Tages- und Sonnenlicht einzutauchen. Und man setzte in die Landschaft und in jede ihrer Stimmungen die belebten Wesen, Tiere und Menschen, auch so, wie sie dem Auge erschienen, umflutet vom Sonnenglanz. Die Natur allein mit ihrem unendlichen Reichtum an Eindrücken sollte fürderhin die Lehrmeisterin sein.

Unter diesem Zeichen steht die Landschaftsmalerei der Gegenwart, in edlem Wetteifer gepflegt von Engländern und Franzosen, Deutschen, Skandinaviern, Österreichern und Italienern. Und nachdem man gelernt hatte, die Natur zu verstehen, ihr in die feinsten Verschiedenheiten ihrer Formen und Farben zu folgen, konnte man es doch wieder wagen, sie auch umzugestalten; aber mit einem gesteigerten Natursinne, nicht nach den Schablonen der Schule, sondern aus dem eigenen Empfinden des einzelnen Künstlers heraus. Und man konnte selbst wagen, Dinge zu zeichnen und zu malen, die in der natürlichen Landschaft nicht sind, sondern nur mit dem inneren Auge gesehen werden; aber mit einem Auge, das sich geübt hat, in der Seele der Landschaft zu lesen.

Die moderne Landschaftskunst hat es gelernt, ihre Leistungen mit stets verfeinerten Unterschieden zu versehen je nach dem Material, mit dem sie arbeitet und je nach den künstlerischen Zielen, die sie verfolgt. Wo sie zeichnet oder radiert, weiß sie, daß ihr anderes möglich und unmöglich ist, als da, wo sie malt. Und sie erfaßt und verarbeitet ihre Gegenstände in ganz anderer Weise, wo sie das Ziel verfolgt, die Landschaftsseele in ihren zartesten Regungen zu erfassen, als dort, wo es bloß ihre Aufgabe ist, als „dekorative“ Kunst Flächen mit einem breiten Farbenschmuck zu versehen.

Unter den außerhalb des Bodens europäischer Kultur stehenden Völkern haben es die Japaner zu einer feinen und eigenartigen Entwickelung ihrer Landschaftskunst gebracht (Abb. 32), so daß dieselbe nicht ohne Rückwirkung auch auf einzelne europäische Künstler geblieben ist.



Abb. 22. Winterlandschaft. Gemälde von Jakob van Ruisdael.
Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München. (Zu Seite 19.)

Einen eigenartigen Übergang von der malerischen zur plastischen Darstellung der Landschaft bildet die Theatermalerei. Da galt es nicht mehr bloß eine Fläche mit einer landschaftlichen Darstellung zu versehen, sondern einen hohlen Bühnenraum zur Landschaft oder zu einem Bauwerk zu gestalten. Soweit die Theatermalerei sich mit Landschaften zu befassen hatte, konnte sie nicht bloß die Fortschritte der Land-



Abb. 23. Landschaft mit Ruinen. Gemälde von Rembrandt.
Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München. (Zu Seite 20.)

schaftsmalerei benutzen, sondern verfügte über einen weit größeren Spielraum, da sie nicht bloß in der Dekoration des Hintergrundes ein Hauptbild geben konnte, sondern auch Kulissen, Soffiten und Versatzstücke anwenden durfte, und dabei über Beleuchtungskünste verfügte, die an das Zauberhafte grenzen (Abb. 34). So konnte auf diesem Gebiete, seit man überhaupt anfing, landschaftliche Bühnendekorationen zu geben, ein rascher und glänzender Fortschritt geschehen. Ein Zeugnis dafür sind die oft berückend schönen Szenerien, die von den leitenden Bühnen für große Opern und Ausstattungsstücke geschaffen worden sind und die in den Wandeldekorationen den Gipfel der Täuschung erreichen.

Sicher hat ein ganz moderner Zweig der Landschaftsmalerei, die Panoramenkunst, von der Theatermalerei die besten Anregungen erhalten. Auch die Panoramenkunst bildet einen Übergang von der malerischen zur plastischen Darstellung (Abb. 35). Aus rohen und plumpen Anfängen hervorgegangen, ging sie rasch zur vollendeten Meisterschaft, unter Anwendung raffiniert realistischer Kunststücke vorwärts, um eben so rasch wieder an Ansehen zu verlieren. Wenn sie nicht ganz neue Antriebe erhält, gehört sie zu den vergangenen Lebensäußerungen landschaftlicher Kunst und wird wohl nur mehr für ganz besondere Zwecke Anwendung finden können. Der Fluch geschäftlicher Spekulation auf die menschliche Neugier und Schaulust war ihr Hauptfehler.

Viel älteren Ursprungs und dauerhafter in ihren Lebensbedingungen ist die Krippenkunst: die Herstellung plastischer und farbiger Miniaturlandschaften mit figürlichem Inhalt. Wenn auch der letztere die Hauptsache bildet, hat doch die Krippenkunst auch das Landschaftliche mit großer Liebe und Sorgfalt zu behandeln gelernt (Abb. 36). Weil sie sich mit ihren wichtigsten und vollendetsten Werken auf religiösen Brauch und religiöses Empfinden stützt, dem einfachen Kunstverständnis des Volkes entgegenkommt und das anmutigste Fest der Christenheit zum Zeitpunkt ihres Auftretens gewählt hat, schuf sie sich einen großen Kreis von Anhängern und eine dauernde Zukunft.

Noch einer der landschaftlichen Kunstformen soll hier und später gedacht werden: der Landschaftsgärtnerei. Sie lehnt sich am innigsten an die natürliche Landschaft an, indem sie dieselbe pflegt und säubert, ergänzt und behütet. Sie läßt der Natur ihre Bodenformen; nur sucht sie dieselben, wo sie Unerfreuliches zeigen, zu überkleiden. Sie läßt den Wassern ihren Lauf; nur wo derselbe verwüsten oder zum häßlichen Sumpfe werden will, wirkt sie entgegen. Sie läßt die Bäume wachsen; nur wo dieselben sich gegenseitig ersticken, lichtet sie, und wo sich unschöne Lücken zeigen, pflanzt sie. Wo es aber an der pflanzennährenden Scholle fehlt, füllt sie dieselbe auf. Und oft ist das Einzige, was sie von der wirklichen Natur unterscheiden läßt, der wohlgebahnte Weg und die freundlich hingestellte Rastbank.

So strebt sie, dem Menschen die Erinnerung an das verloren gegangene Paradies wieder aufzufrischen. Und nicht ihr kleinstes Verdienst ist es, daß ihre schönsten Leistungen, die Parks in den Millionenstädten, keinen Unterschied machen zwischen den Menschen, die sie erfreuen sollen (Abb. 37 u. 38). Denn sein Recht auf die Erinnerung an das Paradies soll jeder haben.



Abb. 24. Im Chichester Kanal. Gemälde von Turner.
Nach einer Photographie von W. A. Mansell & Co. in London. (Zu Seite 20.)

Für den Einzelmenschen weist die Landschaft keinen einschneidenderen Gegensatz auf, als den von Heimat und Fremde. Die Schärfe dieses Gegensatzes hängt teils von der seelischen und körperlichen Anlage des Menschen ab, teils von seiner geringeren oder größeren Kenntnis der Landschaften. Wer nie den Kirchturm seines Heimatdorfes aus dem Auge verlor, für den ist ja alles andere fremd; mit der Ausdehnung der Wanderfahrten der Menschen wird der Heimatbegriff ein immer weiterer. Dem Deutschen, der Jahre hindurch in fremden Weltteilen weilte, sind schon Hamburg und Bremen Heimat, wenngleich er eigentlich vielleicht erst in Eßlingen oder in Pirna zu Hause ist. Was ist uns aber die Heimat? Sie ist nicht Landschaft allein, sondern Landschaft mit Wohnstätten, mit Menschen, mit Lebensgewohnheiten und Erinnerungen. Aus dem holden Zauberkreise dieser Gesamtheit sterben die Menschen hinweg, die Lebensgewohnheiten verlieren sich, die Wohnstätten zerfallen oder werden veredelt; am treuesten aber bleibt die Landschaft. Wer sie verläßt und nach vielen Jahren wiederkehrt und all das andere nicht mehr findet: dem wird die Landschaft zu einer von stiller Wehmut umwobenen Stätte unvergänglicher Erinnerung. Und er ist immer noch viel, viel reicher als derjenige, der niemals im Leben eine Landschaft seine Heimat nennen konnte.

Jeder normale Mensch hat eine ganze Reihe von Eigenschaften in sich, die sein Verhältnis zur Landschaft bestimmen. Er hat etwas vom Forscher und etwas vom

Künstler, vom Erfinder und vom Jäger, vom Erbauer und vom Verwüster, und noch manche andere Eigenschaft in sich. Durch die in dunkle Vorzeit hinaufreichenden Schicksale der Ahnen, durch Vererbung und Erziehung sind manche dieser Eigenschaften in dem Einzelnen unterdrückt und zurückgedrängt, andere gepflegt und gestärkt worden, so daß heute jeder mit anderem Verständnis und Empfinden in die heimische und fremde Landschaft schaut und mit ihr verkehrt.

Und wie das Verhältnis des Einzelnen so wird auch das ganzer Volksstämme zur Landschaft bestimmt durch Längstvergangenes und Gegenwärtiges.

Die Seele der Landschaft, im Lauf der Jahrtausende nur unmerklich verändert, klingt zusammen mit der Seele des Volkes. Aus der Landschaft nimmt, schon in fernster vorgeschichtlicher Zeit, das Volk seine treuesten und dauerndsten Eindrücke. In der Seele der Landschaft wurzeln zwei der wichtigsten Kräfte alles Volkslebens: die Heimatliebe und die Volksphantasie. Die Liebe des Menschen zu seiner Heimat erwächst aus den heimischen Landschaftseindrücken und kann sich in der Fremde steigern bis zum herzverzehrenden Heimweh. Die Heimatliebe aber ist wiederum die Grundlage alles staatlichen Lebens. Erst muß der Mensch durch viele Generationen lernen, sich als Heimatbürger zu fühlen, ehe er als Staatsbürger sich fühlen kann.



Abb. 25. Historische Landschaft. Gemälde von J. A. Koch. (Zu Seite 20.)

Die Eindrücke, die der Mensch von seiner heimatlichen Landschaft empfängt, sind das Ursprünglichste, was er für seine Phantasie an Nahrung erhält; damit werden sie zur Quelle nationaler Kunst und Literatur. So sehr auch der moderne Kulturmensch durch den hochgesteigerten Verkehr der Gegenwart an weltbürgerlichen Anregungen und Beziehungen gewann: die heimische Landschaft vergessen die wenigsten. Sie ist es, die dem Menschen, auch wenn ihm das Schicksal sonst alles genommen hat, noch an der Neige des Lebens den Goldglanz der Jugend in die Erinnerung ruft.

Durch das Schönste, was die Volkspoesie geschaffen hat, weht es wie ein Hauch uralter Natureindrücke. Und alle jene wunderbaren Gestalten, die der mythenbildende Sinn des Volkes entstehen ließ, sind aus den dunklen, teils holden, teils schauerlichen Rätseln hervorgewachsen, die ihm die Natur mit ihren Bergen, Wäldern und Wassern, mit ihren Blumen, ihren leuchtenden Blitzen und starrenden Eisfeldern zu lösen gab (Abb. 39).



3. Kapitel.

Die steinerne Grundlage der Landschaft.

Dem landschaftlichen Blick erscheint als Gerippe der Landschaft, als deren Unterstes und Festestes, die Erdrinde. Und jene Umgestaltungen, welche dieselbe im Laufe denkbarer und unerkennbarer Zeiträume erfahren hat und vielleicht erfahren wird, zeichnen sich in das Gesicht der Landschaft als deren dauerndste Züge.

Soll uns eine Landschaft als charaktervoll und bestimmt erscheinen, so mögen wir gern etwas von der steinernen Erdrinde in ihr wahrnehmen. Schon wegen des Wechsels der Farben, den das Grau und Braun des Gesteins in das Grün der Pflanzendecke bringt. Aber auch weil das Hervortreten des Gesteins das technische und geographische Denken des Menschen lebhafter anregt, als eine Landschaft, in der alles vom Grün der Vegetation überwuchert ist. Wer über einen Moos- oder Wiesenteppich hinschreitet, in dem der Fuß nichts Festes mehr verspürt, muß auf den Gedanken geraten, in bodenlosen Sumpf zu kommen. Davor behütet der Anblick der steinernen Erdrinde.

Aber unendlich verschieden ist die Kraft, mit welcher dieselbe sich Geltung im Landschaftsbilde verschafft.

Wo in der Landschaft das Gestein der Erdrinde zutage tritt, kann das geschehen, weil der Boden nach seiner Beschaffenheit oder Lage die dauernde Ansiedelung einer Pflanzendecke nicht zuläßt: so bei starker Neigung der Gehänge oder in sehr bedeutenden Höhen. Daß schroffe Felshänge keine Pflanzendecke dulden, sehen wir ja als selbstverständlich an; aber um so anmutiger wirkt es, wenn auch an ihnen kleine Vorsprünge, Runsen und Bänder mit Moos, Rasenpäckchen und Blumen bewachsen sich zeigen. Und selbst die todesstarren Felseinöden und Klippenfelder über der ewigen Schneehöhe wehren dem kundigen Wanderer nicht den Gedanken, daß auch diese Einöden einmal von rauschender Meerflut überwogt waren. Denn unter dem Fuße klingen heut noch die versteinten Gehäuse untergegangener Schaltiere. Und mit dem Gedanken an diese vorzeitliche Umwälzung drängt sich auch der weitere Gedanke an einen künftigen Wechsel, der möglich sei, heran; an einen Wechsel, der vielleicht auch diese Öden wieder einmal in blinkende Seespiegel, brausenden Wald oder taufrische Wiesen verwandelt.

Viel häufiger ist das Hervortreten des Gesteins aus dem Grunde, weil heute noch Naturkräfte ununterbrochen an der Erdrinde arbeiten und sie nicht zu Ruhe kommen lassen. Solche Erscheinungen im Landschaftsbilde sind deshalb ungemein anregend, weil sie auch dem Ungelehrten das unaufhörliche Wirken jener Naturkräfte entschleiern, welche die Landschaft entstehen ließen.

Da sind's vor allem Sandhänge und Sandflächen, die solches Wirken zeigen. Sand wandert immer, solange er an der Oberfläche ist. Das ist das Vorrecht des Kleinsten. Ihn verweht der Wind, die Woge spielt mit ihm; sein eigenes winziges Gewicht läßt ihn rieseln, solange er tieferen Raum unter sich fühlt. Und doch wird er furchtbar mächtig in der Masse. In den Dünenlandschaften an der Ostsee begräbt er Kiefernwälder (Abb. 40); in Vorderasien überschüttete er Städte. Ein stolzer Gletscherstrom, der Serafschan, der in den Bergen Zentralasiens entspringt, wird vom Wüstensande bei Bokhara völlig aufgetrunken, ehe er sein Ziel, das Becken des Aral-Sees, erreicht.

Sand verleiht dem Landschaftsbilde immer etwas Freudloses, weil sein beständiges Tun ist, die mehr charakteristischen Formen der Erdrinde abzuflachen und zu verdecken. Er ist ein Feind des wandernden wie des seßhaften Menschen, ein Feind der Tier- und Pflanzenwelt, ein Feind des Wassers, das beständig mit ihm kämpft. Und dennoch mag man ihn nicht völlig entbehren. Denn wo er auf gröberem Gestein aufliegt, breitet er für den wandernden Fuß des Menschen und des Tieres einen weicheren Teppich darüber und bietet einen Bestandteil der nährenden Ackerscholle. Wo er aber die Landschaft beherrscht, macht er sie zur Wüste, gründlich und unaufhaltsam.

Und auch rasch geht diese Verwüstung von statten. Auf der Kurischen Nehrung lag am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts das Dorf Kunzen, vom Meere durch einen etwa fünfzig Meter hohen Dünenwall geschieden. Die von der Ostsee her wehenden



Abb. 26. Insel Delos. Gemälde von K. Rottmann. (Zu Seite 21.)

Stürme zwangen die Düne zu einer Wanderung gegen das Haff zu; schrittweise näherte sie sich dem der Vernichtung geweihten Dorfe; und im Jahre 1839 hatte sich die Düne hoch über die Kirche des Dorfes getürmt. Aber die Stürme bliesen weiter; die Düne setzte ihren Weg über den schmalen Landstreifen fort, und ein Menschenalter später sah man die Ruinen der verschütteten Kirche langsam wieder aus dem Sandwalle hervortauchen.

Zu den Trümmergesteinen gehören auch die Geröllhalden und Schuttkegel, die am Fuße steilerer Felsberge sich so häufig zeigen (Abb. 41). Oft in unvordenklichen Zeiten, als die berstende Erdrinde sich aufbäumte, entstanden, finden sie auch heute noch Nahrung durch die in der Höhe losbrechenden und in die Tiefe stürzenden und zersplitternden Trümmer. Wo sie keinen oder keinen genügenden Nachschub finden, werden sie von der Pflanzenwelt mit einem grünen Teppich überzogen. Von jenen Schutthalden, die bloß durch Bruch und Trümmersturz entstanden, müssen diejenigen unterschieden werden, an deren



Abb. 27. Odysseus bei Kalypso. Gemälde von Fr. Preller. Nach einer Photographie von K. Schwier in Weimar. (Zu Seite 21.)

Entstehung Wildbäche und Schlammfluten, die aus Tälern und Schluchten hervorbrachen, das meiste getan haben. Solche, unter der Beteiligung des Wassers entstandene Schuttkegel haben weit flachere Böschungen, als die bloß durch Sturz entstandenen; auf ihnen sieht man überall im Alpengebiete Dörfer und Ackerfelder liegen; aber Form und Lage dieser an die steileren Bergwände hingelehnten Hügel geben noch deutlich Zeugnis von ihrer Entstehung. In vielen größeren Tälern sind die an den Seiten ansteigenden Schutthügel die Plätze, die sich am meisten für die Ansiedelung eignen; und die weißen Kirchtürme, die sich auf ihnen erheben, grüßen oft auf stundenweite Ferne den Nachbarort.

Wo aber das Geröll der Schutthalden heute noch zutage tritt, zeigt es deutlich die Art seiner Entstehung. Denn das bloß aus den Höhen gestürzte Gestein ist stets scharfkantig und zeigt stets die größten Trümmer an den tiefsten Stellen. Das Gestein der unter Mitwirkung des Wassers entstandenen Schuttkegel aber ist mehr oder weniger abgerundet, die größeren Blöcke sind zwischen den kleineren mehr zufällig verstreut.

Die unbewachsene Schutthalde ist stets ein Bild der Verwüstung, welches zeigt, daß ewig nagende und zerstörende Kräfte auch den Felsenleib der Berge nicht verschonen und immerfort jene Trümmermassen erneuern, die durch Wildwasser aus den Berglandschaften talabwärts und schließlich ins Hügel- und Flachland gewälzt werden. Die beständige Erneuerung dieser Schuttmassen erkennt jeder Bergwanderer, der die Hochtäler der Alpen, insbesondere der Kalkalpen durchpilgert. Aber sie haben dem Menschen auch ihre Dienste getan; denn der Bau mancher Alpenstraße und mancher Jochsteig ward möglich gemacht

durch die Schutthalden, die einen allmählichen, im Zickzack sich windenden Anstieg zu den Hochpässen erlaubten, wo ohne diesen Zertrümmerungs- und Aufschüttungsprozeß lotrechte Wände den Zugang für immer versperrt hätten.

Ein Teil des in den Hochgebirgen abgelösten Trümmergesteins wird aber noch durch eine andere Macht bearbeitet und bewegt; durch das Eis der Gletscher. Und diese Trümmergesteine, die Gletscherwälle oder Moränen, haben auch ihre landschaftliche Eigenart, im Gebirge wie draußen im Flachlande. Das Eis wälzt seine steinernen Fahrgäste nicht, wie es das Wasser tut; aber es schiebt und schleift sie und kritzt ihnen seine besonderen Schriftzeichen ein (Abb. 5 u. 43). Und es bewegt gewaltigere Trümmer fort, als der wildeste Bergstrom. So sehen wir in den Hochgebirgen diese Trümmermassen als riesige Randmoränen neben den Gletschern, als Mittelmoränen auf deren Rücken; so sehen wir sie außerhalb der Gebirge noch als bewachsene Moränenhügel, die aber hier und da steilere unbewachsene Hänge zeigen; und wir sehen sie noch weit draußen vor den Bergen als einsame Findlinge umherliegen. Grüßt uns aber einer oder eine Gruppe solcher fremdartigen Steine mitten im Flachlande, auf unabsehbarer nordischer Heide, so stehen wir völlig erstaunt. Denn diese Trümmer sehen aus, als seien sie von Riesen verschleppt zu irgendwelchen geheimnisvollen Bauten; oder als habe sie ein fremdes vorüberstreifendes Gestirn ausgeworfen und auf die Erde geschleudert. Aber der prüfende Verstand läßt nicht nach, das, was in grauester Vergangenheit geschehen sein mag, durch Vorgänge zu erklären, die er heute noch sich vollziehen sieht.

Zum Vorschein kommt die steinerne Erdrinde auch an Strom- und Bachufern, an den Gestaden des Meeres und der Binnenseen. Und hier nimmt sie die mannigfaltigsten Erscheinungsformen an, die aber immer die Wirkungen des Wassers zeigen. Sie erscheint bald als feine Sandschicht, bald als gröberes Geröll, bald als langhingedehnte Säume von Riesenblöcken oder als ausgewaschene und zerfressene Felsmauern. Diese Dinge gehören mit zu den lebensvollsten Erscheinungen der von der Natur geschaffenen Landschaft. Es gibt Strandszenerien, die dem Auge des Wanderers ununterbrochen Anregungen bieten, Naturrätsel zu lösen aufgeben. Denn immerfort nötigen sie, auf die ewige Arbeit des fließenden oder wogenden Wassers zu achten, das sie bald überflutet,



Abb. 28. Stürmische Einfahrt. Zeichnung von Andreas Achenbach. (Zu Seite 21.)

bald von ihnen zurückweicht, bald Teile von ihnen fortwälzt und andere Teile aufhäuft, bald Ansiedelungen von Pflanzen auf ihnen gestattet und dann diese wieder hinwegspült. Und die märchenhaftesten Bilder zeigen sich, wo die felsigen Uferränder unter den Wasserspiegel hinabsteigen und dann aus der verdämmernden Tiefe heraufschauen, zuletzt kaum mehr erkennbar: wo Klippenzungen sich in die Wasserfläche hinausstrecken und ausgewaschene Höhlungen in den Uferwänden gähnen.

Die durch die Natur geschaffenen Trümmergesteine sind von höchster Bedeutung für den Menschen, weil er durch sie und mit ihrer Hilfe das Bauen lernte. Das Vorkommen von Trümmergesteinen in einer Landschaft ist die Grundlage aller steinernen Bauten. Von natürlichen Höhlen, in die er sich wohl verkroch, konnte der vorgeschicht-



Abb. 29. Der große St. Bernhard. Gemälde von Oswald Achenbach. (Zu Seite 21.)

liche Mensch den Steinbau nicht erlernen, wohl aber, wenn er zwei mächtige, schräg aneinander gelehnte Felsblöcke traf, und in dem durch sie entstandenen Hohlraum eine Lagerstätte sich einrichten konnte, die er dann weiter durch aufgeschichtete Steine, durch eine Dichtung der Lücken mit Erde, Lehm und Moos zu sichern verstand. Eine mit ebenen Flächen und vielfach in rechten Winkeln gebrochene Art von Steintrümmern mußte den Bewohnern ihrer Landschaft möglich machen, in der Kunst des Steinbaues um Jahrhunderte anderen Landschaften vorauszueilen, bis endlich, auch wiederum abhängig vom örtlichen Vorkommen gewisser Trümmergesteine, die Technik des Mörtelbaues Verbreitung fand. Für alle konstruktiven Kunststücke des Menschen zeigen sich einzelne Vorbilder in der Natur. Und um Lehrmeisterin des Menschen zu werden, bedarf die Baukunst der steinernen Erdrinde weniger an Großartigkeit, als an Deutlichkeit ihrer Werke. Ein paar Felstrümmer, die aus einem Wildbache hervorragen und den Übergang gestatten, sind das klassische Vorbild für allen Brückenbau.

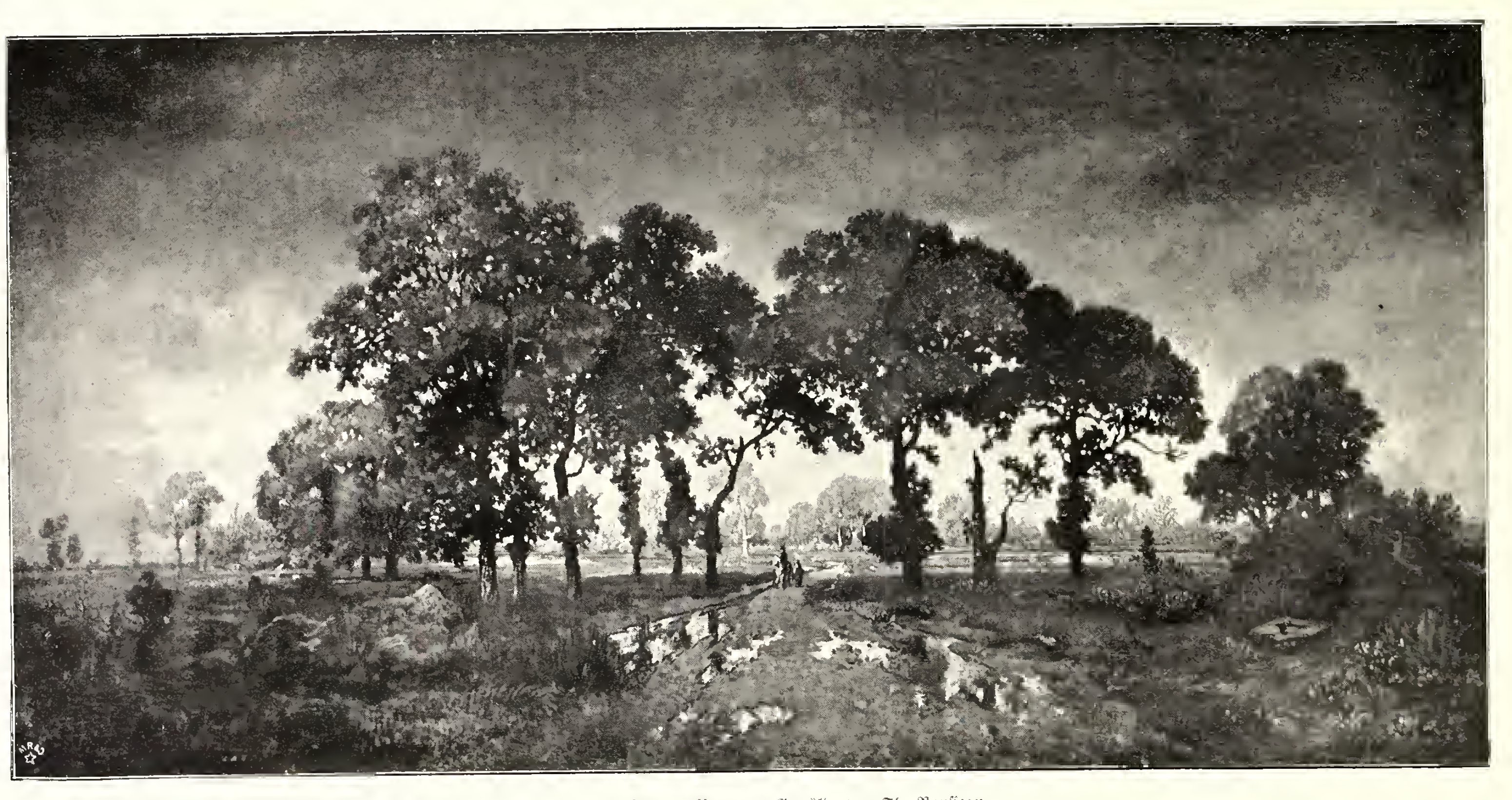


Abb. 30. Nach dem Regen. Gemälde von Th. Rousseau.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York. (Zu Seite 21.)

Überaus verschieden ist die malerische Wirkung der einzelnen Gesteinsarten. Sie hängt ab von der verschiedenen Struktur, von Bruch und Farbe, vom ungleichen Einfluß der Verwitterung. Jede Gesteinsart hat darin ihre Besonderheit.

Wo der Granit, der unterste, uns bekannte Träger des Baues der Erdrinde, aus dieser emporgehoben ward und unseren Augen erscheint, bildet er ernste, großzügige Formen, einfach in der Erscheinung. Selbst in der Zertrümmerung noch verleugnet er nicht Größe und Kraft. Da er aus Mineralien von ungleicher Widerstandsfähigkeit zusammengesetzt ist, wird seine Oberfläche durch die Verwitterung sehr rauh und bietet Moosen und Flechten reichlich Gelegenheit zur Ansiedelung. Ähnlich ist ihm in der landschaftlichen Erscheinung sein nächster geologischer Nachbar, der Gneis. Gneisgebirge sind, wie das böhmisch-bayerische Waldgebirge, einfach von Formen, ernst in der Farbe.



Abb. 31 Landschaft am Morgen. Gemälde von J. B. Corot.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York (Zu Seite 21.)

Wo dagegen der, gegen die Verwitterung höchst widerstandsfähige Quarzfels zutage tritt, zeigen sich phantastische kecke Formen, zackig und scharf, mit schimmernden hellen Flächen, wie gigantisches zertrümmertes Mauerwerk geformt.

Rundliche Bergkuppen von dunklen Farben, rot oder schwärzlich, liefert der Porphyr; grobe Trümmerfelder mit rundlichen Blöcken, wo er zerbrach.

Gesteine, bei denen die schieferige Struktur besonders deutlich hervortritt, wie Tonschiefer und Glimmerschiefer, zeigen Berge mit dunkler Färbung bis zum völligen Schwarz. In ihren Formen sind die Schiefergebirge meist einförmig und entbehren, selbst wo sie wild gezackt erscheinen, Schönheit der Linien. Das Tonschiefergebirge, das in bedeutender Mächtigkeit in Nordtirol und im Salzburgischen zwischen den Kalkalpen und der Zentralkette hinstreicht, ist ein sprechendes Beispiel für die Formen des Schiefergebirges. Aus größerer Nähe betrachtet kann aber auch der Schieferfels malerische Formen erhalten. Der Verwitterung überaus zugänglich zeigt er zerbröckelnde Kanten, zwischen



Abb. 32. Der Fusi. Japanischer Farbschnitt von Hiroshige. (Zu Seite 22.)



Abb. 33. Der Frühling. Gemälde von F. Millet.
(Zu Seite 21.)

deren Schneiden die Pflanzenwelt sich anzusiedeln vermag; an den Fuß der Felsen lagert sich toniges Verwitterungsprodukt.

Der Preis landschaftlicher Schönheit gebührt dem Kalkgestein (Abb. 42). Dasselbe tritt zumeist mit hellem Tone in die Landschaft, bis zum lichtesten Grau, ja zum völligen Weiß. Wegen dieser Farblosigkeit nimmt es, je nach der Beleuchtung und Benutzung, die reichsten Farbennuancen an, die die Atmosphäre zu bieten vermag: es kann silberweiß oder rosenrot erscheinen, tiefblau, goldgelb oder kupferbraun. Es zeigt elegante Bruchflächen, scharfgezeichnete Spalten und Kanten. Wo es ganze Gebirge erbaut hat, haben dieselben in höheren Lagen wilde kühne Formen, die an zertrümmerte Riesenburgen erinnern. Aber selbst in den Taltiefen unten zeigt der zutage kommende Kalkfels seine Neigung für schöne Formen. Das klassische Stilgefühl der griechischen und italienischen Berglandschaft beruht auf ihrem Aufbau aus Kalkgestein. Selbst der kleinste Hügel, aus dem die Schichtenköpfe dieses Gesteins hervorragen, kann durch sie einen feinen und großartigen Zug erhalten. Daß die Schatten im Kalkgebirge um so blauer erscheinen, je farbloser das Gestein selbst ist, erhöht den malerischen Eindruck. Auf den stark geneigten Flächen ist kein Halt für die Pflanzenwelt, die dagegen auf allen horizontaleren Flächen leicht und gerne Wurzeln faßt; daher läßt das Kalkgestein mehr als andere Gesteine den Gegensatz von Pflanze und Fels, von kahler Wand und Rasenpolstern hervortreten, was den landschaftlichen Reiz stark erhöht. Selbst die Trümmerfelder am Fuße der Kalkberge gleichen nur in den höheren Lagen schauerlichen Wüsten aus zerhacktem Porzellan; in den tieferen Lagen überkleiden sie sich rasch mit Rasen und Wald und bilden dann mit ihren geraden schrägen Profillinien schöne Gegensätze zu den stehen gebliebenen steil aufragenden Schichten des festen Gesteins. Unter den Abarten des Kalkgesteins ist wiederum die landschaftlich ausgezeichnetste der Dolomit,

jenes wundersame Baumaterial der Schöpfungsgeschichte, aus dem die verwegensten Berggestalten der Alpenwelt aufgetürmt sind.

Höchst bizarre Formen vermag auch das Sandsteingebirge aufzuweisen: Mauern und Säulen, Türme und Gräben mit imponierenden Steilwänden (Abb. 44). An künstlerischer Schönheit aber stehen die Gebilde des Sandsteins denen des Kalkes weit nach, weil ihre Ecken und Brüche nie so scharfkantig geraten, sondern abgerundet ausfallen und daher Schatten und Lichter nie mit so feinen Linien gegeneinander abgegrenzt sind. Während das Kalkgebirge je nach Beleuchtung und Befeuchtung die größte Mannigfaltigkeit an Farbe zeigt, ist das Sandsteingebirge meist rötlich oder gelblich, weniger zugänglich für Kontraste.

Wieder anderer Art sind die Formen der Basalte, die wohl einst in glühendflüssigem Zustande aus der Erde hervorgestoßen wurden: steile Bergkegel, häufig säulenförmige Anordnung der Gesteinsmassen, wie sie in unübertroffener Eigenart an der Fingalshöhle auf Staffa sich finden. Aber auch diese Bildungen sind mehr barock, als künstlerisch vornehm. Dunkle Farbe erhöht den Ernst des Eindruckes. Ähnliche Formen zeigt auch das Trachytgestein. Aber nicht immer erscheinen hier gleiche Bildungen; unter Umständen vermögen auch diese Gesteine mit klassischer Schönheit in das Landschaftsbild zu treten.

Schwieriger erscheint es, ein Urteil über die landschaftliche Schönheit der vulkanischen Bildungen zu geben, die für unser europäisches Landschaftsverständnis doch recht fremdartig sind. Besonderer Formenreichtum ist den vulkanischen Bergen sicher nicht zuzuschreiben. Die meisten sind einfache Kegelberge, die je nach der Gestaltung ihrer Profile fein und vornehm in das Landschaftsbild eintreten können (Abb. 45), wie etwa der Ätna; oder auch mit recht gewöhnlichen, plumpen und ungegliederten Linien. Auch die Auswurfsprodukte der Vulkane, die Aschenmassen und Lavaströme, muten unseren land-



Abb. 31. Szenenbild aus: „Der Herr von Abadessa“ im königl. Schauspielhaus zu Berlin.
(Zu Seite 23.)



Abb. 35. Bei Floing. Ausschnitt aus dem Sedanpanorama. Von Anton von Werner und Eugen Bracht. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin. (Zu Seite 23.)

schaftlichen Blick mehr seltsam als schön an. Während die Blocklava mit ihren düsteren runzligen Blöcken nur wilde und freudlose Zerstörungsbilder bietet, liefert die „Gekröselava" Szenerien, die an Traurigkeit der Färbung und an Seltsamkeit der gewundenen, durcheinander gequollenen Felsbildungen ganz eigen sind.

So zeigt jedes Gestein als Masse wie in seiner Zertrümmerung, durch Formen und Farben andere Einwirkungen auf das Landschaftsbild. Dazu kommen aber die großen Unterschiede der Verwitterungsfähigkeit und das sehr ungleiche Alter der Gesteine, das dieselben verschieden zugänglich macht für die Versuche des Wassers und der Luft, an ihnen weiter zu arbeiten, und für das Bestreben der Pflanzenwelt, sich der Felsenflächen als Standort zu bemächtigen.

Alle Unebenheiten der Erdrinde zeichnen sich teils durch ihre Profile gegen den Hintergrund ab, teils erscheinen sie dem landschaftlichen Blick, indem sie ihm ihre Stirnseiten zukehren, an welchen die Unterschiede von Licht und Schatten, von verschiedenen Farben eine mehr oder weniger reiche Gliederung erkennen lassen. Auch in die Stirnflächen und in die Seitenwände der Erhöhungen und Vertiefungen zeichnen sich wieder Profile ein, die aber nicht so sprechend und charaktervoll wirken, als jene, die gegen Himmel oder Meer sich abheben.

Wo aber das Auge Unebenheiten sieht, veranlaßt es, an Hebungen oder an Senkungen der Erdrinde zu denken; oder an Vorgänge, die Hebungen und Senkungen vereinen. Dann müssen wir uns Mächte vorstellen, die den Erdboden emporhoben, daß er zu Gewölben sich aufbäumte, die dann in der Höhe zerbarsten, so daß zwischen den Rändern der geborstenen Decke tiefe Abgründe aufgähnten. Aber nicht immer mußten solche Gewölbe blasengleich sich erheben. Oft auch konnten ganze Stücke der Erdrinde auf einmal aus ihrer Umgebung losgebrochen und emporgedrückt werden. Und je nachdem der von unten auf sie wirkende Druck ein mehr gleichförmiger oder ungleichförmiger war, konnten emporgehobene Tafeln mit horizontaler oder mit geneigter Oberfläche das

landschaftliche Ergebnis der Hebung werden. Wieder in anderen Fällen war die Erdrinde nicht weich und elastisch genug, um sich zu wölben, ehe sie zerbarst; sie zerbrach gleich in Trümmer von Bergesgröße, die emporstiegen, sich aufbäumten, gegeneinander, über- und untereinander sich verschoben. Und zwischen ihnen kamen dann mit ungeheurer Wucht die tieferen Lagen der Erdrinde hervor, als wollten sie sich ihr Recht auf Licht und Tag erkämpfen; oder aus den Lücken drangen die noch weichen Massen der Tiefe zur Höhe, um an der Luft zu erstarren.

Nicht nur durch plötzliche Stöße oder durch langsamer wirkenden Druck von unten her entstanden Unebenheiten; sondern auch dadurch, daß die unteren Grundlagen der oberen Rinde wichen und dann Teile der letzteren sich senken, einstürzen mußten. Wir denken dabei wohl an ungeheuere Hohlräume in den Tiefen, deren Wölbungen zusammenbrechen, daß die darüber stehenden Schichten der Erdrinde nachsinken. Da entstehen dann Einbruchspalten, zum Teile mit Trümmern gefüllt, deren Seitenwände hoch

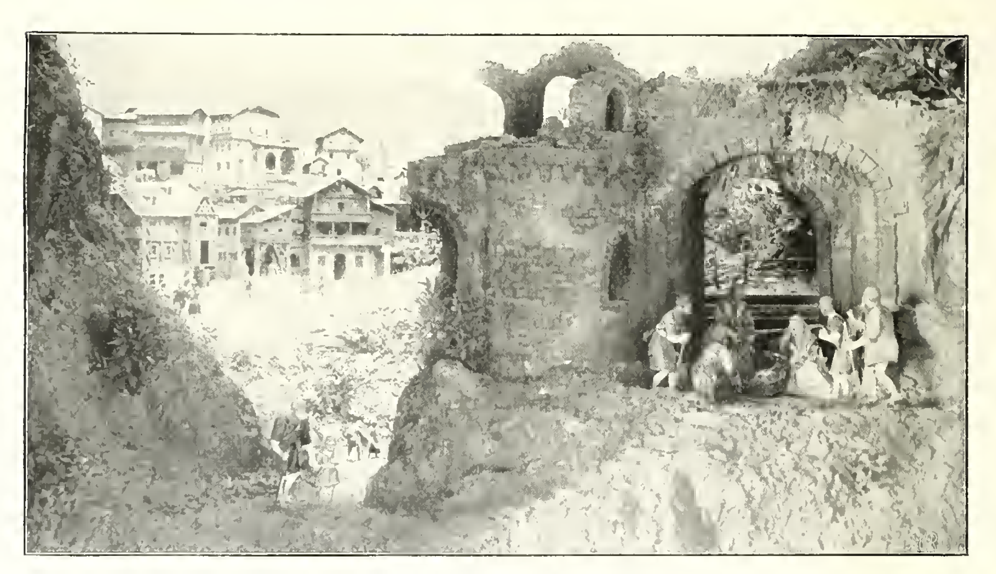


Abb. 36. Tiroler Krippe.
Nach einer Photographie von Meisenbach Riffarth & Co. in München. (Zu Seite 23.)

emporragen und durch ihre Zeichnung und Farbe dem forschenden Geologen die Gesteinsschichtung zeigen.

Wieder anderer Art müssen jene Unebenheiten sein, die durch Druck von seitwärts her oder durch Zerrung und Zerreißung entstanden. Da bildeten sich riesenhafte Faltungen, bald mehr geradlinig, bald in Krümmungen verlaufend. Und die gefalteten Gesteinsschichten behielten je nach ihrer Beschaffenheit und Elastizität manchmal ihren Zusammenhang untereinander; manchmal mußten sie auch zerbersten; einzelne Falten überstürzten sich völlig; andere schoben sich nach der Zerreißung über- oder untereinander, so daß, was die Natur in früheren Jahrtausenden gebaut hatte, höher zu liegen kam, als das, was Jahrtausende später darauf niedergelegt und abgesetzt worden war.

Für den Geologen wie für den Laien werden stets die Ergebnisse der gewaltigsten Erdrevolutionen das Interessanteste sein. Aber wie steht es mit dem künstlerischen Blicke? Ihm würde wohl als die vollendetste Durchbrechung der flachen Erdrinde ein aus der Tiefe hervorstoßender Kristall sein — ist doch der Kristall die vollendetste Bildung des Minerals. Aber nicht um einen reinen Kristall mit geraden Ebenen und Kanten würde es sich handeln, sondern um einen solchen, der erkennen läßt, daß bei den furchtbaren Stößen, unter denen er hervorbrach, seine reinen Linien und Flächen



Abb. 37. Der Kreuzberg bei Berlin in seiner ursprünglichen Gestalt. Aus der Sammlung Alt-Berlin des Hofphotographen F. Albert Schwartz, Berlin W. 8, Leipzigerstr. 93. (Zu Seite 24.)

stellenweise gebogen, gebrochen, gespalten und mit Trümmern überschüttet wurden.

Aber die Schöpfungsgeschichte hat die Berge nicht als Kristalle aus der Tiefe emporgestoßen, sondern als gehobene, mehr oder weniger aufgerichtete Teile einer ehemals gleichförmigen Decke. Und Zeugnisse dieser Tätigkeit will auch der malerische Blick an den Bergformen entdecken. Er verlangt von den Bergformen, die er für schön halten soll, nicht wissenschaftliche Beweise für diesen oder jenen geologischen Vorgang, sondern nur eine dunkle Vorstellung desselben, eine Ahnung von bauenden und zerstörenden Kräften der Natur. Und die Vorstellung der bauenden Kräfte sagt ihm mehr zu, als jene der zerstörenden. Darum ist der malerische Eindruck des festen Gesteins immer ein schönerer, als der des Trümmergesteins. Bei den Vorgängen der Gebirgsbildung aber war es unvermeidlich, daß die Formen des festen Gesteins verwischt und teilweise bedeckt wurden von jenen Trümmermassen, die beim Zerbrechen der Erdrinde und später durch die Verwitterungs- und Aus-



Abb. 38. Der Kreuzberg bei Berlin (jetzt Victoriapark) nach seiner Bepflanzung. (Zu Seite 24.)

waschungsvorgänge gebildet wurden. Der malerische Blick erkennt die naturgeschichtliche Berechtigung dieser Trümmermassen an; aber er will nicht, daß sie allzustark im Landschaftsbilde überwiegen.

Und am festen Gesteine liebt er, wo dasselbe in Bergprofilen erscheint, einen anmutigen Wechsel von geraden und krummen Linien, von konvexen und konkaven Wölbungen, wobei ihm aber die Formen um so schöner erscheinen, je mehr die geraden Linien und Flächen eine bestimmte charaktervolle Grundgestalt erkennen lassen.

Es ist natürlich, daß bei jeder Erderhöhung ihr Gipfel zumeist dem landschaftlichen Blicke in die Augen fällt. Und darum ist es bei jedem Berge die Gipfelgestalt, die für den Gesamteindruck entscheidend wirkt. Die einfache geradlinig zulaufende Spitze ist, ebenso wie eine regelmäßig gewölbte Kuppe, uninteressant; sie wird aber weit interessanter durch Verschiedenheit des Neigungswinkels nach beiden Seiten hin. Viel malerischer wirkt ein gegliederter Gipfelbau: Doppelgipfel, Gipfel mit Einschnitten und Absätzen. Sie geben dem Berge sein Charaktergesicht, das um so bekannter und volkstümlicher wirkt, je mehr es sich jener Seite der umgebenden Täler und Ebenen zuwendet, wo sich das Leben der anwohnenden Menschen zusammendrängt (Abb. 46).

Die unterhalb des Gipfels liegenden Abhänge des Berges zeigen uns die mannigfaltige Gliederung seiner Oberfläche, jene Bestandteile, die wir als Wände und Grate, als Platten und Halden, Rücken, Buckel und Buchten, als Gräben, Risse und Runsen bezeichnen. Den größten Gegensatz an der Erscheinung des nackten Felsens bilden immer die Schichtenflächen einerseits und die abgebrochenen Schichtenköpfe andererseits; und der landschaftliche Blick freut sich seines Verständnisses, wo er ohne Schwierigkeit diesen Gegensatz beobachtet. Die stärkere oder geringere Neigung der Schichtenflächen, die größere oder geringere Zertrümmerung und Verwitterung der Schichtenköpfe sind es, die uns über die Gewalt jener Bewegung aufklären, durch die einst die Bergmassen gehoben wurden.

Berge, die völlig vereinzelt in der Landschaft stehen, ohne als Bestandteile von Ketten oder Gebirgen zu erscheinen, müssen stets einen besonderen Eindruck hervorbringen, der auch bei geringer Höhe viel bedeutender sein kann, als der von Bergen, welche bloß Teile ganzer Gebirge sind. Solche vereinzelte Berggestalten haben ja ihre Entstehung einzelnen besonderen Launen der Natur zu verdanken. Für das erhöhte Interesse, das sie erwecken, entdeckt das beurteilende Auge auch jeden Schönheitsfehler an ihnen rascher. Je älter und dichter die menschlichen Ansiedelungen um solche isolierte Berge liegen, um so eingehender werden die Einzelheiten der Berge beobachtet, um so reichere Erinnerung knüpft sich an dieselben. Der Mythen schaffende Trieb der Volksseele macht sie zu Heimstätten von Geister- und Göttergestalten; zu Wohnsitzen und Werkplätzen von Drachen und Riesen; zu Tanzplätzen von Hexen und Dämonen.

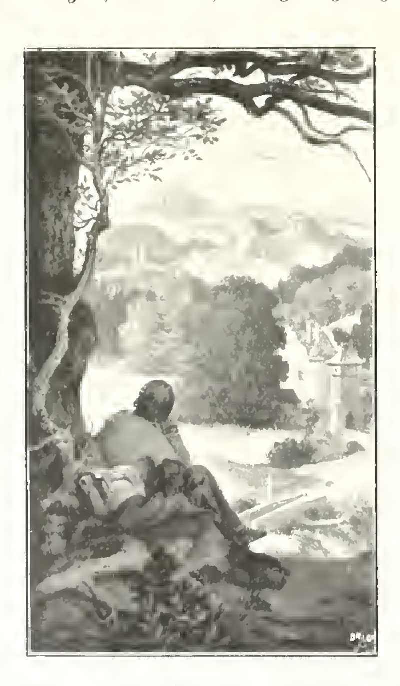


Abb. 39. Der Wanderer.
Zeichnung von Moritz von Schwind.
(Zu Seite 25.)

Wir nennen die Gestalt eines Berges gewöhnlich, wenn er sich uns bloß als Erhebung schlechtweg präsentiert, als rundlicher Rücken oder als flachgedrückte Pyramide, die in ihren Profillinien nichts Unregelmäßiges, Unsymmetrisches aufweisen. Solche Erhebungen machen allenfalls Eindruck, wenn sie sich völlig vereinzelt finden; aber sie müssen darauf verzichten, wo sie in Massen auftreten. Wer die deutschen Mittelgebirge durchreist, findet genug solcher gewöhnlicher Berggestalten. An der Gleichförmigkeit ihrer Erscheinung trägt aber wohl wesentlich ihre Bewaldung die Schuld. Der Wald



Abb. 40. Dünen von Ahrenshoop. Zeichnung von Guido Richter. (Zu Seite 26.)

verwischt die charakteristische Gliederung jener Berge, die ihn tragen, bis zu den Höhen, an die er hinan reicht. Aber das darf ihm in Anbetracht seiner wirtschaftlichen Segnungen nicht verargt werden.

Als realistisch bezeichnen wir wohl die Erscheinung einer Berggestalt, die unter der Pflanzendecke noch ein Felsgerippe mit Flächen und Kanten, mit Ein- und Ausbuchtungen, Runsen, Spalten und Rippen zeigt, die uns noch Schichtenflächen und Schichtenköpfe, geradlinige, gebogene und gebrochene Lagerungen des Gesteins, feste und Trümmermassen unterscheiden läßt; wo also unser Auge aufmerksam gemacht wird auf jene geologischen Vorgänge, denen die Erderhebungen möglicherweise ihre Entstehung und ihre spätere und künftige Umgestaltung verdanken. In diese Gruppe fallen bei weitem die meisten der über die Grenze des Waldwuchses emporragenden Berge. Da unterscheiden wir deutlich die mannigfachen Einzelheiten, die im Aufbau eines Berges auftreten können: die Mulden und Kessel, die Schluchten, Klüfte, Terrassen, Stufen, Felsbänder und Schutthalden.

Eine stilvolle Bergform ist dagegen jene, wo zwar die realen Formen die Grundlage bilden, aber zu einer solchen Gestaltung gekommen sind, daß es scheint, als hätten die Naturkräfte mit einem gewissen künstlerischen, architektonischen Verständnis am Bau des Gebirges gearbeitet. Berge mit stilvollen Formen treten dem Beschauer entgegen wie gewaltige aus der Erde hervorgestoßene Kristalle, deren gerade Kanten und Flächen nur stellenweise von ungeheuerem Drucke gebrochen und verbogen sind. Da finden sich geradlinige Kämme an einer Stelle eingerissen, Spitzen gebrochen, Strebepfeiler angesetzt, Wände mit Zinnen oder Türmen geschmückt; aber ohne kleinliche Züge; alles wie von tastenden, kunstsinnigen Riesenhänden. Gerade, aber mit verschiedenen Neigungswinkeln abfallende Profillinien sind besonders bezeichnend. Die Höhe ist durchaus nicht entscheidend. Denn die kleinen Felshügel des fränkischen Jura, die unter den deutschen Mittelgebirgen das meiste Stilgefühl aufweisen, bieten oft weit mehr künstlerische Schönheit, als manche ungleich höhere Erhebung in den Alpen. Eine außergewöhnlich stilvolle Bergerscheinung bietet bekanntlich der Ätna; in den Alpen finden sich die stilvollsten Berge in den Zügen der nördlichen und südlichen Kalkalpen. Und wie der Künstler Bergformen stilisiert, zeigt mit vollendetster Meisterschaft K. Rottmann in seinen griechischen und italienischen Landschaften.

Auch die phantastische Bergform weicht von den regelmäßigen und begreiflichen Bildungen der Natur ab; aber mehr nach der Richtung des Launenhaften und Abenteuerlichen hin. Berge von wahrhaft phantastischer Form sind das Matterhorn im Wallis (Abb. 47), die drei Zinnen in den Ampezzaner Alpen, die verwegenen Hochgipfel, die an vielen Punkten Südtirols wie riesige zertrümmerte Türme emporragen. Ähnliche, oft noch unbegreiflichere Bergformen zeigen sich in Gebirgen, die aus Sandstein aufgebaut sind, wie in der Sächsischen Schweiz oder im fernen Westen von Nordamerika, am Coloradostrome. Auch die Kreideküsten von Cornwall liefern manches ähnliche Bild; nicht minder die Berge der Sinai-Halbinsel oder gar jene des abessynischen Hochlandes. Die höchste künstlerische Ausbildung aber erhielt die phantastische Bergform in Prellers Odyssee-Landschaften.



Abb. 41. Der Gemmipaß. (Zu Seite 27.)

Die Unterscheidung der Berge nach ihrem landschaftlichen Eindruck in gewöhnliche, realistische, stilvolle und phantastische ist übrigens eine fließende insofern, als ja die meisten Bergerscheinungen ihr Gesicht verändern, je nachdem sie aus einer anderen Himmelsrichtung und aus einer anderen Entfernung betrachtet werden. Wen die berückend schöne Erscheinung der Jungfrau von Interlaken aus entzückt hat (Abb. 48), dem wird dieselbe von Süden, etwa vom Eggischhorn gesehen, einen recht dürftigen Eindruck machen (Abb. 49). Des Deutschen Reiches höchste Zinne, die Zugspitze, gehört, von Partenkirchen aus gesehen, sicher zu den realistischen Berggestalten; wer sie dagegen von München aus erblickt, wie sie von Osten her allmählich ansteigt um mit einem prachtvollen Steilabfall nach Westen hin zu endigen, der muß der Natur, als sie diesen Berg auftürmte, das vollendetste Stilgefühl zusprechen. Der Montblanc hat, wenn man bloß seinen Gipfelbau mit den abgeflachten Firnhügeln ins Auge faßt, recht gewöhnliche Züge; aber wie phantastisch und stilvoll erscheinen manche seiner Vorpfeiler, diese senk-



Abb. 42. Sonnenaufgang auf dem Wendelstein. Gemälde von Carl Ludwig. (Zu Seite 33.)



Abb. 43. Walliser Vieschergletscher mit Mittelmoräne. (Zu Seite 29.)

recht aufgerichteten ungeheuren Granittafeln, vor allen die furchtbare Aiguille du Dru! So wird man bei den meisten Bergen einzelne Teile unterscheiden, in denen die begreifliche Wirklichkeit der Naturereignisse, andere, in welchen schwerer faßbare Launen der Natur, und wieder andere, in welchen ein gewisses Stilgefühl den Beschauer gefangen nimmt. Schöpfungen der Natur sind sie ja alle, nur in verschiedenem Grade verständlich und verschiedene Eindrücke erzeugend.

Jede Trübung der Atmosphäre läßt Einzelheiten verschwinden und gleicht die Farbenunterschiede aus. Damit muß die Entfernung stark veränderlich auf die Bergerscheinung wirken. Je größer die Entfernung wird, aus der ein Berg gesehen wird, um so mehr treten die charakteristischen Züge hervor gegenüber störenden Einzelheiten. Wer jemals das Glück hatte, bei ganz durchsichtiger Luft den Anblick der Alpenkette von einem Gipfel des böhmisch-bayerischen Waldgebirges aus zu sehen, dem wird das Bild dieser geradezu feenhaften Erscheinung unvergleichlich dünken. Denn da verschwindet alles Unschöne, alles Kleinliche; alles wird von märchen-schönem Zauber umwoben; man meint nicht mehr irdische Landschaft zu schauen, sondern ein unendliche Sehnsucht weckendes Traumgefild.

Wie überaus verschieden die Bergformen in der Landschaftskunst aufgefaßt werden können, ergibt sich wohl am deutlichsten, wenn man japanische Landschaftsmalerei mit älteren deutschen Holzschnitten vergleicht. Bei den Japanern erscheint der Berg in der Regel bloß als flache Pyramide mit geradlinig sich senkendem Gehäng. Er will nur als feines Profil wirken; von plastischer Gliederung zeigt sich kaum die Spur. Bei den älteren deutschen Meistern dagegen erscheinen die Berge meist wie knorrige, aus dem Erdboden hervorgedrehte ungeheuere Rüben; die Freude am Zackigen, reich Gegliederten, tritt fast überall hervor. Von der Wirklichkeit der Durchschnittserscheinungen

entfernt sich das eine ebenso weit wie das andere; aber woher kommt diese grundverschiedene Auffassung? Welche völkerpsychologischen Eigentümlichkeiten liegen ihr zu Grunde? Auch die Landschaftskunst der europäischen Kulturvölker hat heute gelernt, die Berge ganz anders darzustellen, als man sie vor vierhundert Jahren darstellte. Das hängt unzweifelhaft mit jener Belehrung zusammen, welche die Kunst durch die Wissenschaft erhält; inniger noch mit der durch das erleichterte Reisen vertieften und erweiterten Naturanschauung. Jeder Laie kennt heute die charakteristischen Hauptunterschiede der Bergformen. Um wieviel tiefer mußten dieselben sich dem künstlerischen Blicke einprägen!

Im Hochgebirge und im Mittelgebirge sind die Berge Individuen; sie haben ihre Namen. Hügel tragen nur ausnahmsweise einen bedeutsamen Namen, wo sie in oder hart bei großen Städten liegen: die sieben Hügel Roms, der Montmartre bei Paris, der Kahlen- und Leopoldsberg bei Wien, der Hradschin und Wyschehrad in Prag, der Kreuzberg bei Berlin und viele andere mehr. Auch dort sind Hügel eigenartig benannt, wo sie als besonders auffallend im Flachland sich erheben, von Strombiegungen umrauscht sind oder als Kaps in das Meer vorspringen. Dort erscheinen sie als Landmarken. Sonst gibt ihnen den Namen meist bloß die nächste Ansiedelung, ein Bach, der sie umfließt, ein Baum oder Gehölz. Und diese schlichten Namen zeigen sich auch nicht auf der Landkarte; sie kennt bloß die nächste Nachbarschaft.

Anders die Namen wirklicher Berge. Interessant unter ihnen sind nur jene, die das Volk seit Jahrhunderten geschaffen hat, nicht jene, die von Geographen für manche bisher namenlose Gipfel erfunden worden sind. Je älter die Bergnamen sind, um so rätselhafter werden sie. Manchmal sind sie der Sprach- und Dialektforschung noch erklärbar; manchmal auch dieser nicht mehr. Bei den in Deutschland, in den schweizerischen und österreichischen Alpen üblichen Bergnamen durchkreuzen sich heidnische und christliche, germanische und römische Einflüsse. Mancher Bergname erinnert heute noch an



Abb. 11. Die Bastei in der Sächsischen Schweiz.
Nach einer Aufnahme von F. & O. Brockmanns Nachfolger R. Tamme in Dresden. (Zu Seite 34.)



Abb. 45. Der Golf von Neapel. Gemälde von Albert Went. (Zu Seite 34.)

einen längst ausgewanderten Volksstamm oder an eine untergegangene Ansiedelung. Die Erinnerung ganzer Geschlechter konnte ausgetilgt, verwischt werden im Sturm der Jahrhunderte; nur der Name blieb, den sie einem Berge gegeben hatten. Und auch an ihm hat die Überlieferung einen oder den anderen Laut verwaschen, wie die rinnenden Wasser das Gestein.

Die meisten Bergnamen sind von der ins Auge fallenden Erscheinung des Berges hergeleitet, zusammengesetzt aus zwei oder drei charakteristischen Bezeichnungen, und dann leicht erklärlich. Nicht selten findet sich auch ein einfacher orographischer Begriff verbunden mit dem Namen eines Nachbartales, einer Ortschaft oder eines Gewässers. Phantasievoller sind jene Bergnamen, in denen eine bildliche Bezeichnung mit einem geographischen Ausdruck sich verbindet. In solchen Namen fängt das Volk zu dichten an, wenn es seine Berge als Jungfrau oder als Geisterspitze, als Teufelshörner oder Himmelsschroffen, Riesenkoppe oder Jotun-Fjeld bezeichnet. Zahllose Bergnamen in allen Gebirgen der Welt sind solche Ausflüsse des dichtenden Volksmundes, von der Maladetta bis zum Olymp, und rund um den Erdball. Aber noch seltsamer und eigenartiger berühren uns jene Namen, deren Laut uns heute nicht mehr erklärbar erscheint, weil er in vorgeschichtliche Zeit zurückreicht und vielleicht von einem Volke gefunden ward, dessen Sprache mit ihm selbst erlosch.

Wenden wir uns aus den Höhen der Berge talwärts.

Mit dem Worte Tal verbindet der Laie einfach den Begriff einer Eintiefung zwischen zwei Höhen. Dem aufmerksamen Beobachter der Landschaft knüpfen sich an dieses Wort eine ganze Reihe von Vorstellungen: die Mannigfaltigkeiten der Talumwallung, der horizontale oder ansteigende Verlauf der Talsohle, die Unterschiede von offenen und verschlossenen Tälern, von Haupt- und Seitentälern, die Verschiedenheiten des landschaftlichen Eindruckes beim Taleinblick und beim Talausblick, die Talstufen und Talenden und noch anderes. Und er denkt vor allem an den Baumeister, der die Täler geschaffen hat: an das Wasser mit seiner unablässig grabenden, spülenden, auswaschenden Tätigkeit (Abb. 50).

Wenn wir uns, noch in ganz flacher Landschaft befindlich, einer Eintiefung zwischen zwei Höhen nähern, die wir als ein Tal bezeichnen, so erwarten wir, einen Bach oder

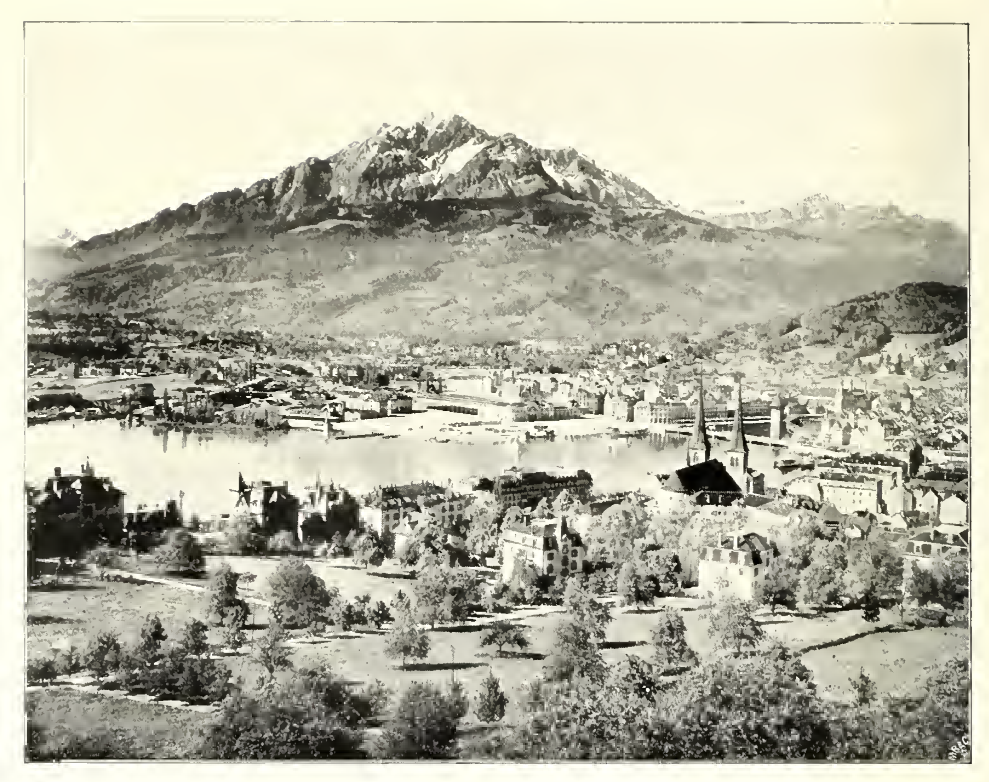


Abb. 46. Luzern mit dem Pilatus.
Nach einer Aufnahme der Photoglob-Co. in Zürich. (Zu Seite 38.)

Fluß aus dieser Eintiefung hervor- und uns entgegenströmen zu sehen. Und wir sind sehr erstaunt, wenn wir gar nichts von Wasser finden, nicht einmal einen Teich, einen Sumpf oder den leeren Steingraben eines Bach- oder Flußbettes. So sehr sind wir gewohnt, die Täler als Werke fließender Wasser aufzufassen. Wasserleere Täler finden sich in Wüsten. Wo wir ihnen in pflanzenbewachsener Landschaft begegnen, denken wir uns das verloren gegangene Talgewässer tief unter dem Erdboden rinnend.

Im rein geographischen Sinne hat jedes fließende Gewässer sein Tal; und so reicht das Donautal von Donau-Eschingen bis zum Schwarzen Meere. Aber der landschaftliche Sinn spricht von Tälern nur dort, wo er wirklich zwei Talwände sieht. So kann ein Fluß mehrere Täler haben, wenn er in seinem Mittel- und Unterlaufe bald durch völlige Ebene, bald durch welliges Land hinzieht; er kann auch in seinem Oberlaufe verschiedene Täler haben, wenn er aus mehreren Quellbächen zusammenfließt. Wir reden von einem württembergischen Donautale; wo aber die Donau auf die bayerische Hochebene heraustritt, um zwischen ganz flachen Ufern hinzuströmen, hört für uns der Begriff des Tales auf; er kehrt aber wieder, wo sich der Strom bei Kelheim durch Felsenengen wälzt, wo er durch das ober- und niederösterreichische Hügelland hinzieht und weiter unten das Eiserne Tor durchbricht.

Wohl erweckt auch manches Tal in uns den Gedanken, daß es ursprünglich nicht durch das fließende Wasser entstanden sei, sondern durch die Faltungen, Brüche, Hebungen und Senkungen der Erdrinde in den dunkelsten Perioden der Vorzeit; und daß das Wasser erst, nachdem die Vertiefung schon vorhanden war, sich seinen Weg in dieselbe gesucht habe. Aber solche Bildungen zeigen sich dem landschaftlichen Blicke viel seltener. Und das ist begreiflich, wenn wir bedenken, daß die ausgrabende Arbeit der Gewässer heute noch fortdauert, während jene Faltungsbewegungen längst zur Ruhe gekommen sind.

Die Arbeit der fließenden Wasser können wir aber geradezu in ihrem Fortgang sehen, wenn wir nach einem heftigen Regengusse an einem Erd- oder Sandabhang vorübergehen, in dessen Flanken die vor unseren Augen noch abrinnenden, schmutzig gefärbten Wasseradern ihre Fluren ziehen. Wir können sie sehen, wenn wir das Wühlen eines Wildbaches an seinen felsigen Wänden und Geröllufern betrachten; wir können sie auch hören, wenn wir das dumpfe Poltern vernehmen, das die unsichtbar fortrollenden Blöcke in einem Gletscherbach verursachen.

Es gibt auch Durchbrechungen der Erdrinde, die stark zu der Vermutung berechtigen, daß sie nicht durch Druck und Stoß von unten oder von der Seite her, sondern durch ungeheuere Einschläge von außen her erfolgt sind. Durch solche Einschläge müssen ganz eigenartige Kesseltäler entstehen mit Wandungen, deren Form recht verschieden sein kann je nach der Härte und Elastizität der durchbrochenen Rinde. Wir können uns die verschiedenen Wirkungen solcher Einschläge vergegenwärtigen, wenn wir einen Stein in pulverigen, in gefrorenen oder tauenden Schnee, in Sand, feuchte Erde oder halbzähen Schlamm schleudern, in die Eisdecke eines Wassertümpels oder in einen Strom erstarrender Lava. Die Wirkung wird auch eine andere sein, je nachdem das einschlagende Geschoß zertrümmert wird oder erhalten bleibt, je nachdem es in der durchschlagenen Rinde verschwindet oder aus ihr noch hervorragt.

Und wenn wir uns eine Epoche der Geschichte des Weltalls denken, in welcher zahllose Weltkörper ohne bestimmte Bahnen den Raum durchirrten, Weltkörper von der Größe der Cheops-Pyramide bis zum Umfang des Montblanc, so vermögen wir uns auch jene furchtbaren Erschütterungen zu denken, die erfolgen mußten, wenn einer dieser Weltkörper, von der Anziehungskraft des Erdballes erfaßt, sich mit ungeheuerer Wucht in die Erdrinde stürzte, dieselbe durchbrach, gähnende Schlünde aufriß, in denen er versank und deren ausweichende, zertrümmerte Ränder sich zu Ringgebirgen aufbäumen mußten. Und damit war die schauerliche Geschoßwirkung des Eindringlings nicht zu Ende; sie konnte durch Millionen von Jahren fortdauern, indem die geborstenen und zertrümmerten Ränder des Einschlagkessels verwitternd und brechend und



Abb. 47. Arven mit dem Matterhorn im Hintergrunde.
Nach einer Aufnahme der Photoglob-Co. in Zürich. (Zu Seite 40.)

von Wassern zernagt nachstürzten in den entstandenen Schlund, der nach und nach von Geröllmassen, von Schlammströmen und Wasserfluten mehr oder weniger ausgefüllt ward. Der Geograph, dessen betrachtender Blick über die Erdkarte hinfährt oder der Wanderer, der auf unabsehbarer Ebene hinschreitet, mag wohl bei einer oder der anderen Eintiefung, die mitten in weiter Fläche aufgähnt, an solche längstvergangene Katastrophen denken.

Einen grundverschiedenen Eindruck machen Täler auf das landschaftliche Empfinden, je nachdem man von außen hinein- oder von innen herausblickt. Der Blick von außen in das Tal erweckt in uns den Gedanken an ein Geheimnis der Landschaft, das sich uns erschließen will. Wir wissen ja nicht, wie uns das Tal aufnimmt, in welche landschaftliche Bilder es uns leiten wird — falls wir es noch nie betreten haben. Wenn wir es aber kennen, wissen wir, daß bestimmte abgeschlossene Bilder uns erwarten, daß wir Eindrücke zurücklassen müssen, die uns bisher umgaben; daß wir mit der Welt nicht mehr nach allen Seiten hin in Fühlung treten können, wie in der Ebene. Dieser Eindruck, den der Einblick ins Tal verursacht, wird um so stärker, je auffallender sich der Taleingang als solcher unserem Auge offenbart; am stärksten, wo uns etwa ein breites Felsentor entgegengähnt, oder wo so gewaltige Eingangspfeiler sich aufbauen, wie etwa der Hochtenn und das Kitzsteinhorn am Eingange des pinzgauischen Kapruntales (Abb. 51). Ob die Taleingänge schmaler oder breiter sind; ob sie von vornherein durch ihre Wildheit oder Bewohnbarkeit mehr schauerliche und großartige oder idyllische und freundliche Eindrücke vom Inneren erwarten lassen; ob sie den Talhintergrund und einen Abschluß oder aber einen jenseitigen Ausgang erwarten lassen: das alles muß auf den Wanderer wirken wie das Tor einer Burg auf den Gast, der sie betritt, freundlicher oder feindlicher.



Abb. 18. Interlaken mit Blick auf die Jungfrau.
Nach einer Aufnahme der Photoglob Co. in Zürich. (Zu Seite 40.)



Abb. 49. Die Jungfrau, von Süden vom Eggischhorn aus gesehen. (Zu Seite 40.)

Ganz anders als der Blick taleinwärts wirkt jener, der talauswärts gerichtet ist. Er leitet aus dem Geschlossenen, Engen ins Offene. Taleinwärts verengt sich uns Leben und Welt; talauswärts breitet beides sich aus. Der Gegensatz wird jedem offenbar, der von Norden her in die Alpen hineinfährt und dabei einmal den Blick nach rückwärts wendet. Noch sprechender wirkt der Gegensatz für den Reisenden am Eingang eines norwegischen Fjords, wo das Auge taleinwärts beschneite Felswände wie Kulissen sich hintereinander schieben sieht, während draußen das Weltmeer sich weitet.

Es gibt wohl in ganz Europa keinen schöneren Talausblick, als den von Torbole über die blaue Flut des Garda-Sees hinweg nach der lombardischen Ebene: jenes bekannte Landschaftsbild, das am Vorgebirge von Manerba vorüber schweifende Sehnsucht hinausträumen läßt in die italischen Gefilde (Abb. 52). Beim Schauen talauswärts erweitern sich mit dem Blicke auch die Gedanken; sie beginnen strahlenförmig auseinander zu schweifen, um die offene Welt, die Ebenen mit ihren Städten und ihrem Völkerleben zu umfassen; aus dem Heimatskinde wird man zum Weltkind.

Ein Tal wird reichere Landschaftsschönheit entfalten können, wenn es sich in ostwestlicher, als wenn es sich in nordsüdlicher Richtung erstreckt. Und zwar deshalb, weil im ersteren Falle Licht und Luft freieren Spielraum haben. Ein in der erstgenannten Richtung sich dehnendes Tal hat längeren Tag; es sieht die Sonne früher auf- und später untergehen. Freilich haben solche Täler dafür eine sonnenseitige Talwand, die nach Süden geneigt und darum weit bevorzugt ist vor der schattenseitigen, die nach Norden hin abfällt und äußerst wenig Sonne genießt.

Ganz wesentlich hängt die Schönheit der Täler ab von ihrer Gliederung, die große Mannigfaltigkeit aufweisen kann. Der Verlauf der Täler ist manchmal mehr geradlinig, manchmal mehr gewunden. Im ersteren Falle sieht man wie durch langgestreckte Zimmerflucht in die Ferne; die Gehänge der einzelnen Talvorsprünge schieben sich kulissenartig hintereinander, mehr und mehr im Ferndust verschwindend. Schöne Szenerien dieser Art lassen sich im Rhonetal, im Unterinntal, dem Pinzgau und dem Pustertale beobachten. Wo dagegen der Verlauf der Täler gekrümmt ist, wie in der Sächsischen Schweiz, im schweizerischen Reußtale oder in den Tiroler Dolomit-Tälern: da wandert man durch stets wechselnde Landschaftsbilder hin. Es ist wie mit den Gassen der Städte: kurzweiliger sind die gekrümmten, aber manchmal sehnt sich der Blick auch nach weitem Ausflug durch eine lange Zeile.

Ein weiterer landschaftlicher Reiz der Täler ist der Wechsel von Talweitungen und Talengen. Talweitungen können entstehen, wo Seitentäler einmünden oder wo die Talwände sich muldenförmig eintiefen. In größeren Tälern wird jede Talweitung zum abgeschlossenen Landschaftsbilde. Da die Talweitungen Licht und Luft bieten, sind sie der Raum für die menschliche Ansiedelung. Die Talengen dagegen, durch welche die Talweitungen voneinander getrennt sind, stellen sich meist als menschenleere, oft steil ansteigende Gassen dar, durch die das Talgewässer sich herabwirft. In den Tal-

weitungen haben Flüsse und Bäche ebene Flächen angehäuft. Wo dann im Laufe sehr langer Zeiten der Fluß in solchen Talböden ein tieferes Bett gegraben hat, entstehen Flußterrassen über der Talsohle, wie man sie im Unterinntale und anderwärts sieht. Dann können sich in einem Tale zweierlei Arten von Landschaftsbildern gestalten: die eine auf der Talsohle selber, wo meist neben dem Flusse die Hauptverkehrsadern hinlaufen; die andere auf kleinen Hochebenen, die sich über dem eigentlichen Stromtale aufbauen, an die höheren Talwände sich lehnen und, weil vor Überschwemmung und Sumpfbildung bewahrt, oft reicheres Wirtschaftsleben entfalten können, als die Talsohle.

Wirkliche Gebirgstäler haben ein oberes Ende. Sie werden für den Wanderer, der ihrem Wasserlaufe entgegengeht, von einem bestimmten Punkte an zum Hochtale. Aber sehr verschieden ist der landschaftliche Eindruck der Hochtäler. Bei manchen derselben ist der Talschluß fast flach; ohne eine nennenswerte Höhe zu übersteigen, erreicht man über die Wasserscheide hinweg ein anderes Tal mit einem in entgegengesetzter Richtung abwärts fließenden Wasser. Ein sprechendes Beispiel dafür sind in Tirol die Täler der Rienz und der Drau, die so unmerklich ineinander übergehen, daß sie mit dem gemeinsamen Namen Pustertal bezeichnet werden. In den meisten Fällen dagegen ist das obere Ende eines Gebirgstales scharf ausgeprägt: ein einsamer Felsenkessel, oft von Gletschern umlagert. Ansiedelungen und Verkehrswege haben ein Ende; die Talwände steigen allseits an; nur mehr Jochsteige oder kühne Kunststraßen führen über die Einsattelungen der Gebirgskämme in die jenseitigen Täler hinüber. Zu den bekanntesten Hochtälern dieser Art gehören der Talboden am Fuße des Rhone-Gletschers (Abb. 53), und der grüne Kessel von Andermatt. Hier treten die Endumwallungen mächtig hervor, während auf der Höhe des Brenners und der Malser Heide das Hochtal mehr als breite verbindende Felsengasse erscheint.

Treten die Talwände eng zusammen, so wird das Tal zur Schlucht, die keinen Talboden mehr übrig läßt und auf das Gemüt den Eindruck einer schmalen Gasse macht, der man entrinnen möchte. Doch haben die Schluchten das Reizvolle, daß sie Pforten der Überraschungen sind, weil man meist beim Austritt ein ganz anderes Landschaftsbild ausgebreitet sieht, als man beim Eintritt um sich her gesehen hatte. In allen Gesteinsarten kann das nagende Wasser Schluchten auswaschen; die seltsamsten finden sich im Kalk- und im Sandsteingebirge. Klammen nennt sie das Alpenvolk, wenn sie so eng werden, daß die umklammernden Felswände fast oder wirklich übereinander hereinragen, sich in der Höhe zu schließen scheinen. Starke Talbäche oder Ströme, die sich solche Klammen in das Gestein gefressen haben, machen dieselben oft völlig unwegsam, so daß Pfade und Straßen entweder in den Fels gesprengt, auf Holzbrücken durch die Klamm geleitet oder aber in großen Windungen, auf- und absteigend, dieselbe umgehen müssen. Wenn in den Alpen die Schluchten der Via Mala und der Paß von Finstermünz (Abb. 54) die bekanntesten Schluchtenbilder geworden sind, werden sie doch weit übertroffen durch die Cañons im fernen Westen von Nordamerika, wo der Coloradostrom sich durch seine ungeheuren, von lotrechten Wänden gesäumten Felsgassen wälzt.

Zu den unheimlichsten Bildungen der steinernen Erdrinde gehören die Höhlen. Nicht jene offenen Höhlen, wie sie sich wohl in Nagelflue- und Sandsteinwänden an Flußufern mitunter zeigen, wo man in helle Nischen sieht; sondern jene geheimnisvollen Tiefen, wie sie das Kalkgebirge kennt, wo enge Eingänge in lichtlose Felsenräume führen. Die meisten Höhlen sind vom Wasser ausgenagt, wie namentlich die berühmten Grotten des Karstgebirges oder der fränkischen Schweiz; doch können auch andere Naturkräfte Höhlen bauen. Wenn die Höhle wegen ihrer Finsternis der landschaftlichen Kunst höchstens an ihrem Eingange noch eine Stätte bietet, ist sie dafür unter allen landschaftlichen Objekten dasjenige, das die Sagenbildung am stärksten reizt. Das geheimnisvolle Dunkel, rätselhafte Verzweigungen, phantastische Stalaktitenbildungen, fremdartiges Geräusch, das die fallenden und gurgelnden Höhlenwasser verursachen: all das schafft unirdische Eindrücke; dazu kommen die Reste von Tier- und Menschengebeinen, die man so oft in den Höhlen gefunden hat; alte Feuerstätten und vorzeitliches Gerät; und vor allem die sagenhafte Überlieferung von Höhlenbewohnern, die, ursprünglich vielleicht



Abb. 50. Gomagoi. Ölstudie von Carl Ludwig. (Zu Seite 43.)

Flüchtlinge oder Verbrecher, allmählich zu mythischen Gestalten geworden sind, deren Erinnerung die Höhle noch durchgeistert.

So läuft wie der Faden der Ariadne eine Kette von Geschichten durch die unterirdische Höhlenwelt. Dieser Faden windet sich nicht nur durch das kretensische Labyrinth; im fernen Orient zieht er sich glitzernd durch die Schätze der Höhle im Berge Sesam;



Abb. 51. Das Kitzsteinhorn im Kapruntal.
Nach einer Aufnahme von Würthle & Sohn in Salzburg. (Zu Seite 46.)

er führt zu den Berggeistern in den Höhlen des Harzgebirges (Abb. 55), durch die unterirdischen Stromläufe Illyriens, zu den Eisgrotten des Untersberges, wie fern im Norden zu den Basaltsäulen der Fingalshöhle, wo ein ruhelos brandendes Meer von dem keltischen Helden singt; — dann wieder zurück zur Grotte der schönen Egeria, in Capris blaues Märchenbad — und so fort!

Wo einst die Vorläufer der Kulturmenschheit auf elendem Mooslager, beim Gestank verwesenden Tiergebeins, umqualmt vom Rauch ihres Feuers, des Sieges sich freuten, durch den sie dem Höhlenbären und der Höhlenhyäne ihren Wohnsitz abgerungen hatten, spann eine gesittetere Nachwelt jenen Faden an und verwob ihn zu den verkettenden Gedanken der Forschung und zu den Goldgestalten der Sage, deren Kronen Licht auch in die Nacht der verborgenen Schlünde tragen!

Von der Hochgebirgslandschaft unterscheiden wir die des Mittelgebirges. Der Unterschied ist nicht leicht festzustellen, weil er nicht in einem, sondern in mehreren Charakterzügen der Landschaft liegt. In der absoluten Höhe liegt er durchaus nicht; denn die Gletscherlandschaften Norwegens tragen alle Merkmale des Hochgebirges, ohne auch nur entfernt an die Höhenlage der Alpen zu reichen. Die charakteristischen Merkmale des Hochgebirges sind der ewige Schnee, das Emporragen über die Grenzen der meisten Pflanzen; der Mangel an dauernden Ansiedelungen auf Gipfeln und Kammhöhen.

Das Mittelgebirge dagegen zeigt ewigen Schnee nur ganz ausnahmsweise, in besonders sonnenlosen Schluchten und Gruben. Es trägt eine zusammenhängende Pflanzendecke bis zu den Gipfeln hinauf, denen aber auch die dauernden Ansiedelungen fehlen.

Im Hügellande dagegen zeigen sich Getreidefelder und dauernde Ansiedelungen auch auf den Gipfeln. Höhen und Täler sind noch deutlich unterscheidbar.

Jede dieser Abstufungen aber hat ihre besonderen landschaftlichen Vorzüge. Zeigt das Hochgebirge die stolzesten und großartigsten Formen, die blendenden Farbengegensätze von Schnee, Fels, Wald und Matten, so haben das Mittelgebirge und das Hügelland den Vorzug milderer Erscheinung, reicherer Pflanzenbekleidung und den schönen Gegensatz alter Kultur und tiefer idyllischer Einsamkeit.

Im Mittelgebirge, und noch mehr im Hügellande, wechseln die Landschaftsbilder weit rascher als im Hochgebirge. Wer etwa durch die Fränkische oder durch die Sächsische Schweiz hinwandert, den grüßt in jeder Viertelstunde eine völlig andere Szenerie, während der Wanderer in einem Hochalpentale oft einen halben Tag lang zwischen den gleichen Talwänden, an demselben Wasser entlang wandelt, denselben Hintergrund in mühsam zu erreichender Ferne schaut.

Wer im Hoch- oder im Mittelgebirge von einer Höhe in die Tiefe schaut, gewinnt den Eindruck der Vogelschau. Was er von da droben sieht, gewährt ihm zwar einen Einblick in den Oberflächenbau der Erde, aber es verwirrt das gewohnte Maß für das Landschaftliche. Anders im Hügellande, wo dieses Maß viel treuer festgehalten werden kann, wo die Entfernungen viel deutlicher unterscheidbar bleiben. Das Reizvollste an der Hügellandschaft ist die überzeugende Deutlichkeit, mit welcher der Bau der Erdrinde erscheint: die Schärfe der Abgrenzung von Wald und Busch, Ackerbreiten und Wiesenwellen; der Wechsel in den Neigungen des Gehänges; das Hindurchziehen von Bach- und Flußtälern, von Gräben und Straßenzügen durch das Gelände; die Eingliederung der menschlichen Ansiedelungen in dasselbe; die Übergänge von den breiteren Licht- und Schattenmassen der Nähe zu den duftigeren Farbenwirkungen der Ferne; die Freude an der Harmonie zwischen dem Kleineren und Größeren im Landschaftsbilde (Abb. 56).

Ehe wir von den Bergen und aus den Tälern vollends hinabsteigen in die reine Flächenlandschaft, sei noch eines Übergangsgliedes gedacht: der welligen Ebene, in der sich die Höhenunterschiede so verflacht haben, daß nicht mehr von Hügeln und Tälern



Abb. 52. Ausblick von Torbole auf den Gardasee.
Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Salzburg. (Zu Seite 47.)

gesprochen werden kann, wo nur mehr ganz geringe Unebenheiten des Bodens wahrgenommen werden. Auch diese Landschaft hat ihre Reize, ihre Überraschungen. Sie macht es möglich, daß man schon von Erhebungen, die kaum halbe Stubenhöhe erreichen, weite Umschau genießt; daß in flachen Mulden schimmernde Tümpel und Weiher sich ansammeln können; daß wechselnde Bilder von Wald und Busch, Ortschaft und Straßenzug aufsteigen und wieder versinken. Und sie läßt die kleinen Einzelheiten der Naturschönheit und vor allem die in und über der Landschaft liegende Stimmung ungleich lebhafter zum Ausdruck kommen, als das bei stärkerer Bodengliederung der Fall ist.

Wo sich die Erdrinde völlig ungegliedert, ohne Erhöhungen und Vertiefungen zeigt, nennen wir sie eine Ebene. In unseren europäischen Kulturländern sind die Ebenen fast überall mit Pflanzenwuchs bedeckt. Die steinerne Erdrinde verbirgt sich also dem Auge in der Ebene; sie kommt nur ausnahmsweise zum Vorschein. Auch das frischgepflügte Ackerfeld ist ja nicht Stein, obwohl mitunter bei einem recht steinigen Ackerlande der Eindruck einer Geröllfläche überwiegen mag. Wo wirklich Sand und Kies unbewachsen sich zeigen, geschieht das nur an Straßen und Wegen, an den Ufern der fließenden Wasser, der Binnenseen und des Meeres. Und in all diesen Fällen empfangen wir weniger den Eindruck einer Ebene, als vielmehr den einer Unterbrechung derselben durch die schmalen Gesteinsbänder, die sich da zeigen.

Aber auch wo die Ebene mit Gras, mit Heidekraut oder mit Ackerfrüchten bewachsen ist, nötigt sie uns doch den Eindruck eines ungegliederten Untergrundes auf, eines ungebogenen, ungefalteten, unzertrümmerten Stückes Erdrinde. Wir wissen, daß dieses keine ganz richtige Vorstellung ist, daß auch tief unter einer dicken Schicht von Geröll Unebenheiten tieferer Lagen der Erdrinde sein können. Aber die Vorstellung bleibt deshalb doch; und unser Blick, der über die Ebene hinfährt bis an einen gleichförmigen Horizont, verleiht uns das Gefühl schrankenloser Freiheit.

Freie Bewegung nach allen Seiten hin ist das Naturrecht der Ebene. Die Natur der Ebene verzichtet auf charakteristische Einzelgestaltung; sie schafft die großen Massen des Gleichförmigen. Sie läßt die milliardenfachen Existenzen der gleichartigen Gräser und Kräuter erwachsen, die großen Tierherden und jene Nomadenvölker, die durch Jahrtausende den gleichen Kulturstandpunkt bewahren. Sie macht das Leben, das auf ihr sich regt, ebenso flach und einförmig, wie sie selber ist. Aber es ist ein großer Zug in dieser Flachheit und Einförmigkeit.

Wie auf der Ebene die Grenzen verschwinden, verliert der Blick auf ihr das Maß für die Entfernungen. Ein solches Maß gibt ihm nur die Größe und Deutlichkeit der Erscheinungen, die in der Ferne sich zeigen. Da die Pflanzenwelt der Ebene schon in kurzer Entfernung zu einförmigem Grün zusammenschwimmt, können nur hervorragende Erscheinungen aus ihr sich bemerkbar machen. Einzelne Bäume, Baumgruppen oder Waldstreifen, die in der Ferne sich zeigen, werden für den Wanderer zu Landmarken. In der wirklichen Ebene wird schon ein Baum, eine Rauchsäule, das schimmernde Dach einer fernen Ansiedelung oder gar ein vereinzelter Kirchturm zur auffallenden landschaftlichen Unterbrechung. Manche Ebenen haben ganz eigene derartige Unterbrechungen, die immer wiederkehren: die holländischen Flächen ihre Windmühlen; das ungarische Tiefland seine hochaufragenden Brunnenstangen; die norddeutsche Tiefebene ihre vereinzelten Ansiedelungen, Dorfschaften, Waldstücke und Baumgruppen. Ungemein bezeichnend für das Landschaftsbild der Ebene sind in Kulturländern auch die langen Linien der Alleen längs der Landstraßen, die über die Ebene hinlaufen, bis sie ihren Verschwindungspunkt erreichen.

Aber von diesen Dingen soll hier noch nicht die Rede sein, sondern nur von der Ebene, wie sie die Natur entstehen ließ; von den Flächen, die gewissermaßen noch in jungfräulicher Stille warten auf die kommenden Erdrevolutionen, durch die sie in stürmische Bewegung gesetzt werden sollen. Die unbewohnte Ebene hat etwas zu Einförmiges für den menschlichen Blick. Darum verlangt er ihre Belebung durch Wald oder Baumgruppen, durch fließende oder stehende Wasser mit ihren Ufern, durch Zeichen menschlicher Arbeit oder Besiedelung. Und vor allem durch den Wechsel der landschaft-



Abb. 53. Der Rhonegletscher mit der jungen Rhone. (Zu Seite 48.)

lichen Stimmung, wie sie die Licht- und Lufterscheinungen bieten. Die Kunst, durch solche Stimmungen die Einförmigkeit der Ebene zu verschönen und mit Mannigfaltigkeit zu erfüllen, hat der Mensch von der Natur gelernt. Und wo die moderne Landschaftsmalerei sich mit der Ebene beschäftigt, sieht sie es als ihre Aufgabe an, die ödesten Flächen in eindrucksreiche Bilder umzugestalten, die nicht durch ihre Bodengestaltung, aber durch das über sie ausgegossene Naturleben anregen und erfreuen.

Mitten im Flachlande sieht der erstaunte Blick des Wanderers vielleicht einmal eine ganz vereinsamte Felseninsel aufragen, ein paar Schichtenköpfe, die aus dem flachen Boden förmlich hervorstechen. Mit wenigen Schritten ist er auf ihrem Scheitel und sieht ringsumher, soweit sein Auge reicht, ebene Fläche, kaum gewellt. Und wenn er nachdenkt, wie eine solche Felseninsel entstanden sein kann, zwingt sie ihn zu der Vermutung, daß er auf dem Gipfelpunkte eines ganzen Gebirges stehe, das vor undenkbar langen Zeiträumen durch eine Erdrevolution in eine ländergroße Vertiefung sank, um von einem Meere überflutet zu werden. In dieses Meer wurden dann aus höher liegenden Länderteilen Jahrtausende hindurch mächtige Geröllmassen durch die Ströme herabgeführt; das Meer selber setzte Schlamm und ungeheure Mengen von Schaltieren auf seinem Grunde ab, daß zuletzt das ganze Gebirge bis auf diesen einen Punkt davon bedeckt ward. Und dann, wieder nach unausdrückbaren Zeiträumen, hob sich die ganze Fläche auf einmal; das Meer floß in tiefer liegende Landesteile ab, mit berghohen Wogen verwüstend und zerstörend. Und nun steht der Beschauer auf dem einstigen Hochgipfel, dessen unzählige Brüder begraben sind. Und durch die Gedanken des einsamen Wanderers zittert es nach, wie der dumpfe rätselhafte Widerhall jener Donner, unter denen einst dieses Gebirge sich hob — und wieder versank.



4. Kapitel.

Das Wasser in der Landschaft.

Wasser deckt zwei Dritteile der Erde. Es liegt über Weltteilen, die in der Vorzeit eingesunken sind. Und angezogen von der Sonne steigt es verdunstend in die Höhe, gleitet in tausendgestaltiger Wolkenform durch die tieferen und höheren Schichten der Lüfte, saugt sich als Nebel an den Wald, fällt als Tau und Regen wieder zur Erde zurück. Da füllt es die Pflanzendecke und die Erdscholle mit seiner Feuchtigkeit, die hernach durch Erdspalten, Felsritzen und Geröllräume sich weitere Wege zur Tiefe sucht, um in Milliarden von Quellen wieder hervorzubrechen, fadendünn am Anfange, rasch aber anschwellend zu Strahlen und Bächen und Flüssen, endlich in den grauen Wogen breiter Ströme sich wiederum dem Ozean entgegenwälzend.

Alle Farben sind ihm verliehen. Es zeigt die Durchsichtigkeit des Kristalls und kann schwarz und finster sein wie flüssiger Asphalt; grün wie Smaragd und rot, als hätte es Zentner von Eisen rostig gefressen. Und welche Musik ist ihm gegeben! Wie singt es in den Tropfen, die von den Decken geheimnisvoller Höhlen klingend niederfallen, in dem anmutigen Rauschen des Waldquells, im träumenden Plätschern kleiner Wellchen am Ufersande, in dem wilden Donner der felserschütternden Brandung!

Und ununterbrochen, rastlos arbeitet es am Bau der steinernen Erdrinde und an ihrer Zertrümmerung. Es saugt und schwemmt, rollt und zersprengt den Fels. Flüssige, heiße Breimassen warf es einst hierhin und dorthin, legte dann berghohe Schichten mannigfaltiger Gesteine übereinander und ersäufte Generationen von Lebewesen. Es überflutete Weltteile und spülte Gebirge platt. Und mit dieser ungeheuren Arbeit wird es fortfahren bis ans Ende der Tage, solange die Stürme, von denen es bewegt wird, und die Sonnenwärme, von der es emporgesogen wird, nicht enden; solange ein Unterschied von Höhen und Senkungen vorhanden ist, der es ihm möglich macht, zu fließen, zu fließen, zu fließen. Sein Werk des Zernagens und Zerwaschens will es fortsetzen: zur gleichen Fläche will es alles zusammenspülen, bis der ganze Erdball nur mehr mit einem einzigen ungeheuren Wattenmeer bedeckt ist, bis alle Berge und Wälder und Städte in Sand und Schlamm begraben sind!

Und es ist immer das gleiche Element, das auf unserer Handfläche verdunstet, als Tautropfen auf der winzigsten Blüte glitzert und anderwärts Inseln ersäuft und heulend die felsigen Gestade der Länder umtobt! Belebende und befruchtende, stürzende und vernichtende Kraft!

Die Bedeutung des Wassers in der Erscheinung des Landschaftsbildes ist die, daß es Wechsel und Bewegung mit sich bringt. Das Wasser schafft uns Übergänge und Berührungen zwischen der festen Erdrinde und dem Luftmeere, weil wir wissen, daß es aufsteigt und niederfällt. Und es schafft uns den Eindruck des Werdens und Vergehens (Abb. 57). Da die Einzelerscheinungen, die das Wasser darbietet, sehr mannigfache sind, kann bald die eine oder die andere derselben eine hervorragende Rolle spielen; und darum ist auch der Gesamteindruck, den das Wasser im Landschaftsbilde hervorbringen kann, ein überaus verschiedener. Das Wasser als Gewölk ist für unseren landschaftlichen Blick

ein Bestandteil der Luft; als Gletscher-Eis ein Bestandteil der festen Erdrinde. Aber wir wissen, daß eins ins andere übergehen kann.

Alles Wasser, das in flüssiger Form auftritt, erscheint uns entweder im Zustande der Ruhe oder in dem der Bewegung. Aber selbst dieser Gegensatz ist, der Natur des Wassers entsprechend, ein fließender. Denn ein bewegtes Wasser, ein Strom, ein wellenschlagender See oder selbst ein Wasserfall erscheint, aus weiterer Entfernung gesehen, als regungslos (Abb. 58). Und umgekehrt kann auch ein ruhiges Wasser vor unseren Augen in Bewegung geraten. Selbst der Gletscher wird um die Mittagsstunde lebendig; seine Oberfläche verwandelt sich in ein tausendadriges Rinnsal; seine barocken Eistürme stürzen vor unseren Augen krachend zusammen.

Das ruhige Wasser läßt uns, wenn es nicht arg getrübt ist, die Hauptzüge seiner Erscheinung beobachten: seine Farbe, seine Spiegelung und seinen Grund. Dazu kommt aber noch die horizontale Oberfläche, die so überaus charakteristisch ist, daß sie dem künstlerischen Triebe die einfachste Darstellung des Wassers, die gerade Linie, gestattet. Die kindlichste naive Wiedergabe landschaftlicher Elemente, die keinen Baum, keinen Berg und keine Wolke zu zeichnen vermag, wird immer durch die gerade horizontale Linie einen Wasserspiegel andeuten können.

Die Färbung des ruhigen Wassers vermag von der kristallenen Farblosigkeit klarer Tümpel ab eine überaus reiche Stufenfolge zu zeigen: milchweiß, licht- und dunkelblau, licht- und dunkelgrün, ockerfarbig, rostrot und schwarz; und dazwischen zahllose Übergänge. Der geschulte landschaftliche Blick weiß aber, daß die Lokalfarbe des Wassers ganz bedeutend verändert wird durch die Farben jener landschaftlichen Erscheinungen, welche von der Fläche gespiegelt werden, sowie durch die Farben des Grundes. Durch die Spiegelung verdoppelt das Wasser die landschaftlichen Bilder; es zeigt vor allem die Stimmung der Luft noch einmal und zieht dieselbe auf die Erde herab. Und indem es alles, was über ihm ist, in verkehrter Erscheinung wiedergibt, schafft es Gegensätze und symmetrische Linien, die man sonst in der Natur selten findet — wenigstens nicht bei den großen Erscheinungen.



Abb. 54. Die Finstermünzstraße. (Zu Seite 48.)

Die Spiegelung des Wassers ist künstlerisch von den alten niederländischen Meistern zuerst erfaßt worden. Man brachte sie schon zu recht vollkommener Darstellung in einer Zeit, als die Wiedergabe des bewegten Wassers noch recht unbeholfen war. Als künstlerische Aufgabe ist die Spiegelung um so einfacher zu lösen, je ruhiger die Wasserfläche daliegt. Mit zunehmender Bewegung gestaltet sich diese Aufgabe schwieriger, weil das Auge genötigt wird, die Farbenerscheinungen immer schneller zu erfassen. Denn das Spiegelbild gerät, wenn die Fläche zu wogen anfängt, zuerst in eine zitternde, schwankende Bewegung; dann wird es bei fortschreitender Bewegung zu bunten Schlangenlinien, die sich lebhafter und lebhafter durcheinander winden, bis zuletzt nur mehr einzelne Farbenblitze auf den höher sich hebenden Wellen flüchtig erscheinen.

Die malerische Wirkung jedes ruhigen Gewässers wird ganz bedeutend durch den Anblick des Untergrundes gesteigert. Dieser kann sogar zum tonangebenden Charakterzuge ganzer Landschaftsbilder werden, wo er besonders phantastische Gestaltung zeigt. So etwa bei Binnengewässern dann, wenn versunkene Felstrümmer oder Baumstämme aus dem Grunde heraufschauen, deren tiefste Teile sich in grüner oder blauer Dämmerung verlieren. Ein solches allmähliches Verschwinden der irdischen Landschaft in der rätselhaften Tiefe fordert den beschauenden Blick geradezu auf, auch dort, wo er nichts mehr sieht, die Tiefe mit weiteren Wundern zu beleben. Steigern muß sich dieser Anlaß zur phantastischen Weiterbildung des Geschauten noch an Klippenküsten der Meeres, wo zwischen abwärts steigenden Felszacken das Tierleben des Abgrundes sich regt.

Unzählige Male ist jenes Bild klassischer Ruhe geschildert und besungen worden, das eine völlig regungslose Meeresfläche bietet. Es gibt kein uferloses Meer; aber der menschliche Gedanke schweift ins Uferlose, wenn der Strand vor dem menschlichen Blick entschwindet. Und es gibt kein unergründliches Meer; aber der Gedanke träumt von Unergründlichem, weil er die Entfernung und die Beschaffenheit des Grundes nicht zu



Abb. 55. Die Hermannshöhle bei Rübeland im Harz.
Nach einer Aufnahme von Fr. Rose in Wernigerode. (Zu Seite 50.)



Abb. 56. Stolberg im Harz.
Nach einer Photographie von Fr. Rose in Wernigerode. (Zu Seite 51.)

beurteilen vermag. Die Phantasie zaubert uns unterseeische Gebirge vor, während die Wissenschaft lehrt, daß die Tiefen der Meere nur ganz flach gewelltes Hügelland sind, das durch die von den Flüssen in die See getragenen Sand- und Schlammengen noch immer weiter verflacht wird. Das Meer ist das große feuchte Ländergrab. Weltteile liegen in seinen Tiefen versunken, die einst das Licht der Sonne sahen; Weltteile sind aus ihm emporgestiegen, die einst in purpurner Finsternis schliefen.

Und wenn wieder einmal eine Erdrevolution den Boden eines der großen Meere emporsteigen läßt: wie wird diese Revolution sein? Kommt sie als langsamer vieltausendjähriger Druck von unten, so wird sie flache, öde, graue Inseln und Länder emporsteigen lassen, und aus jenen flachen Tiefebenen, über welche sich dann die Meeresfluten ergießen, werden Schritt für Schritt die Lebewesen verdrängt, um sich auf dem neu entstandenen Lande anzusiedeln, auf den Schichten jener toten Geschlechter, die jetzt unter dem ungeheuren Druck der Meerflut liegen und versteinern. Kommt aber jene Revolution in gewaltigen Stößen, so wird sie zerrissenes, wildgezacktes Kalkgebirge emportürmen, und mit berghohen Flutwellen wird sich dann das verdrängte Meer über die Nachbarländer stürzen, die Hälfte des Geschaffenen verschlingend und begrabend!

Aber nur flüchtig wendet sich der schweifende Gedanke solchen Ereignissen zu, wenn ihn der Spiegel des ruhenden Meeres an dessen Vergangenheit und Zukunft mahnt. Lieber fährt er mit träumender Sehnsucht hin über die Fläche, die ihm ja auch eine völkerverbindende freie Bahn für die Menschheit ist, eine Bahn, die ihn an ferne, unsichtbare Küsten führt, wo rätselhaftes Land aufsteigt mit anderer Natur, anderen Menschen und anderen Geschichten!

Zu den liebenswertesten Reizen der Landschaft gehören die stehenden Binnengewässer: Seen, Weiher, selbst kleine Tümpel (Abb. 59). Nicht so großartig wie das Meer, sind sie dafür um so heimlicher. In jede Landschaft tragen sie den Gedanken hinein, daß es ihr an Feuchtigkeit nicht mangelt; in waldreiche Gegend bringen sie lichtere Stellen, in stark bevölkerte Umgebung den Zauber der Natur; in sterilen Gefilden sind sie geradezu ein herzerquickender Trost. Sie bereichern die Landschaft mit Farbe, mahnen an die Rätsel der Tiefe oder locken den Blick in die Ferne. Und fast immer veranlassen sie

den Beschauer, über ihre mögliche Entstehung, also über längstverflossene Naturereignisse nachzudenken, wenn auch dieses Nachdenken oft nur ein ganz traumhaftes ist.

Die Gründe der Entstehung der Seen liegen manchmal recht klar zutage; manchmal sind sie dunkel und erschließen sich nur dem ausdauernden Forschergeist. Wir wissen, daß manche, namentlich einzelne der größten Seen, einst Meeresteile waren, die durch Veränderungen der Erdoberfläche von ihren Meeren abgetrennt wurden und nun als selbständige Wasserbecken zurückgeblieben sind.

Viele andere Seebecken konnten durch Senkungen der Erdrinde, durch kesselartige oder spaltenartige Einbrüche derselben entstehen. Die meisten Seebecken aber entstanden wohl in der Weise, daß fließendes Wasser, dem durch angesammeltes Getrümmer der Abfluß verwehrt wird, sich zu einem Binnengewässer staut. Das gilt für jene zahlreichen Seen, die an den Mündungen der Flüsse ins Meer liegen, wo durch angeschwemmten Sand und Schlamm Dämme entstehen, die den Abfluß des Wassers verhindern. Das gilt auch für jene vielen Seespiegel im Hügellande und besonders im Hochgebirge, wo Erdsturz und Bergrutsch oder die Geschiebemassen seitlich herkommender Gewässer ein fließendes Wasser aufgestaut haben, daß es zum See werden mußte. Die meisten der schönen und berühmten Hochalpenseen sind wohl auf diese Weise entstanden; an manchen derselben erkennt selbst der Blick des Laien ohne Schwierigkeit die Schuttwälle, durch welche die Bergbäche zu Seen gestaut wurden (Abb. 60). Recht ersichtlich ist auch der Entstehungsgrund bei den Kraterseen, die, meist kreisförmig, in den Kesseln erloschener Vulkane sich angesammelt haben (Abb. 61), wie etwa der Laacher See, der Averner- und Nemi-See.

In den höchsten Teilen der Gebirge sehen wir heute noch Seen, die von Gletschern und ihren Moränen oder von Lawinenstürzen durch Absperrung der Täler gebildet wurden. Manche von ihnen fließen ab, wenn die Gletscher zurückgehen, und erneuern sich wieder beim Vorschreiten derselben.

Wieder anderen Ursachen verdanken ihre Entstehung die großen Randseen am Ausgange der Hochgebirge. Sie sind ein Werk der Gletscher, die in Zeiträumen ehemaliger Vereisung die Seen geschaffen haben teils dadurch, daß die Gletscherenden mit furchtbarer Gewalt kiesigen Boden zu Vertiefungen auspflügten; teils auch dadurch, daß die Gletscher bei ihrem Rückgang die von ihnen aufgehäuften Stirnmoränen zurückließen, die dann als mächtige Wälle die abfließenden Wasser zum See aufstauten. Endlich mögen auch Senkungen der Gebirge als Ganzes oder in einzelnen Teilen zur Entstehung einzelner Seen beigetragen haben.

Alle diese Ereignisse treten bald mit sprechender Deutlichkeit, bald als kaum zu ahnende vor den Beschauer einer Binnensee-Landschaft hin. Und zu der nachdenklichen Betrachtung, die sie anregen, tritt dann der unmittelbare Eindruck hinzu, den der Gegensatz des Flüssigen und des Festen schafft. Die Schönheit eines Binnensees wird von sehr mannigfachen Einzelheiten bedingt: von den Linien der Uferumrahmung, der Gliederung durch Inseln und Landvorsprünge, von der Klarheit und Farbe des Gewässers, von der plastischen Erscheinung interessanter Einzelheiten des eigentlichen Strandes, von der Gruppierung der Waldungen, Baumgruppen und Ansiedelungen.

Die größten Binnenseen machen einen meerartigen Eindruck, wenn das entlegenste Ufer im Ferndunst verschwindet oder unter der Erdwölbung versinkt. Solche große Binnenwasser konnten lebhafte Kulturstätten an ihren Ufern entstehen lassen, wie etwa der Boden- und Genfer-See im Herzen Europas oder der Mälar in Schweden, die großen fünf Seen in Nordamerika. Dann traten sie auch oft und anregend als Gegenstände der landschaftlichen Kunst auf. Die meisten und größten von ihnen aber, in entlegenen Wildnissen fremder Weltteile eingebettet, sind dem landschaftlichen Blick des Europäers heut noch rätselhaft. Von den großen ostafrikanischen Seen sind zwar manche Skizzen und photographische Aufnahmen nach Europa gekommen; so auch vom stolzumrandeten Baikal-See in Ostsibirien, von dem ehrwürdigen Titicaca-See im südamerikanischen Hochlande, und von manchen anderen dieser exotischen Seespiegel. Aber wer sich eine genaue und dabei künstlerisch einwandfreie Vorstellung verschaffen wollte



Abb. 57. Brandung.
Nach einer Aufnahme von B. Corwen in Ramsey. (Zu Seite 54.)

vom Eindruck jener mächtigen Binnenwasser, die zwischen dem bottnischen Meerbusen und Weißen Meere, zwischen dem amerikanischen Felsengebirge und der Hudsons-Bai, oder auf dem tibetanischen Hochlande ihre Wellen rauschen lassen: der würde sich wohl lange vergeblich bemühen. Diese Wasser erschließen aber noch manches Ziel für abenteuerlustigen Wandermut.

Unserem europäischen Landschaftsverständnis liegen weit näher jene kleinen zahlreichen Alpenseen, deren kristallhelle Spiegel einen so prachtvollen Gegensatz bilden zu den zerklüfteten Felswogen ihrer Gebirgsumwallung. Grau und kahl türmt sich diese empor; aber in dem Kessel, den sie bildet, glänzt reizend und ruhig ein herrlich grünes Gewässer. Tausendmal sind der Vierwaldstätter und der Garda-See, der Königs-See (Abb. 62) und der Gosau-See gemalt und photographiert; aber ihre Schönheit hat dadurch nicht Schaden gelitten. Und wer sie in der Wirklichkeit oder in einem guten Abbilde wieder sieht, dem drängt sich immer wieder das Gefühl auf, daß neben dem oberflächlichen Touristenschwarm, der allsommerlich diese Kleinode der Natur pflichtschuldig und gedankenlos heimsucht, doch auch Unzählige sind, in deren Seele von solchen wunderbaren Naturschöpfungen ein unvergänglicher Eindruck zurückgeblieben ist.

Solche Landschaften bedürfen wegen ihres scharf ausgeprägten Charakters auch keiner besonderen Stimmung. Wie die Venus von Milo die gleiche Erscheinung bleibt, ob sie bei Sonnenschein, bei Mondesglanz oder Lampenlicht gesehen wird: so ist es mit diesen Landschaften, die am Morgen und Abend, in Sommerhitze und Winterfrost im Grunde das gleiche Gesicht zeigen — jenes Gesicht, das ihnen bei ihrer Entstehung vor undenklichen Zeiten durch die Schöpfungsmächte verliehen ward.

Anders die kleinen Seen im Alpenvorlande, sowie im Hügel- und Flachlande. Sie wirken nicht ausschließlich durch die Form ihrer Erscheinung, sondern durch die Stimmung, die ihnen wechselnde Laune der Natur oder künstlerischer Wille verleiht. Wo immer solche kleine Binnenwasser sich finden, in steiniger Klippenwüste, in Waldumrandung, in der Heide oder im Kulturlande: als Schmuckstücke erscheinen sie immer, und manch-

mal, bei besonders elegantem Uferbau, wie flüssig gewordene Edelsteine, reizvolle, erquickende Naturbrunnen.

Selbst das Wasser, das in bloßen Weihern und Tümpeln, in Gräben, ja in den Räderfurchen der Landstraßen steht, gereicht der Landschaft zur Zierde; denn wenn es nichts anderes vermag, so kann es doch den Glanz des Himmels spiegeln. Sobald aber nicht bloß seine Flüssigkeit, sondern auch seine Klarheit zum Vorschein kommt, erquickt es nicht bloß den, der es trinkt; auch den, der es nur sieht; und es schafft in seinem kleinen Umkreis Grünes und Lebendiges. Wo der Landschaftsmaler das Wasser völlig vermeidet, tut er es stets in der Absicht, einen der anderen Faktoren der Landschaft ausschließlich herrschen zu lassen.

Die Bewegungen des Wassers sind verschieden in ihrem Eindrucke, je nachdem sie durch Fließen, Fallen und Wirbeln, durch Wind oder durch andere wirkende Mächte herbeigeführt sind. Die Fallbewegung ist die einfachste; sie zeigt das Wasser als geschlossenen Strahl im Fallraum, als zerstäubende Masse beim Aufprall. Für den Landschaftsmaler ist das fallende Wasser eine der dankbarsten Aufgaben.

Unser Naturverständnis sagt uns, daß alles fließende Wasser aus feinen Fäden, aus einzelnen fallenden und sickernden Tropfen zusammenrinnt. Wo sich dieses Zusammenrinnen zuerst offenbart, bezeichnen wir es als Quelle. Wenn sich auch die Quellenbildung zumeist in der Verborgenheit vollzieht, unter einer Moos- oder Rasendecke oder in Felsklüften (Abb. 63), vermögen wir sie doch auch sehr oft zu beobachten: an Moospolstern, die regenfeucht über Sandgehängen liegen, und aus denen einzelne Tropfen fallen, die sich nachher zu Wasseradern vereinen; an Schneeflecken, die im Abschmelzen solche Adern entsenden.

Als die Geber des Wassers aus dem Erdboden heraus sind die Quellen nicht bloß Lebensbedingungen für Menschen, Tiere und Pflanzen und Gegenstände sinniger Ver-

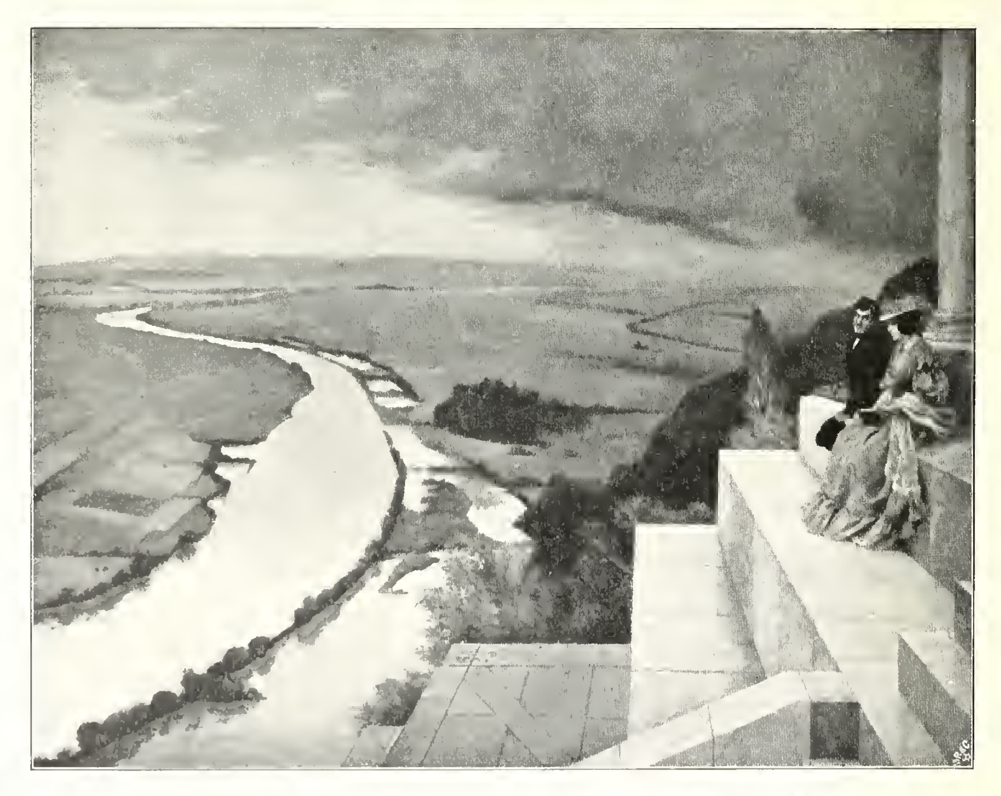


Abb. 58. Ausblick von der Walhalla auf die Donau. Gemälde von F. Delacroix.
(Zu Seite 55.)



Abb. 59. Der Liepnitzsee in der Mark Brandenburg.
Nach einer Liebhaberaufnahme von Dr. Soetbeer in Berlin. (Zu Seite 57.)

ehrung seitens der Umwohner; sie gehören auch zu den liebenswertesten Reizen der Landschaft, der sie von den Eigenschaften des Wassers bloß die segensreichen bieten. In quellenreichem Gelände achtet man ihrer weniger; in dürrer Landschaft dagegen vermag oft eine einzige Quelle die Möglichkeit zur Ansiedelung zu bieten. Solche Wasser werden bekannt in der Umwohnerschaft. Und wo sie an Straßen und Bergpfaden auf Entfernungen von Meilen oder gar von Tagereisen hin das einzige Labsal bieten, macht sie das Volk zu Heiligtümern, wie einst Hellas den kastalischen Quell, und umspinnt sie mit Sagen, wie den Brunnen der schönen Melusine oder den Quell, an dem Siegfried erschlagen ward. Und so noch mancher andere Brunnen auf dem Boden der Kulturvölker.

Reich an Naturpoesie wie die Quellen sind auch die Wasserfälle. Aber während die Quellen das Wasser als den erquickenden Faktor in der Landschaft erscheinen lassen, zeigen uns die Wasserfälle die arbeitende Kraft des Wassers, wie es sich seinen Weg durch das Gestein bahnt. Die Felsstufen, über welche die Wasserfälle sich herabstürzen, wandern ja, indem das stürzende Wasser fortwährend an ihnen nagt, langsam nach rückwärts, gegen den Ursprung des Wassers zu. Der malerische Eindruck eines Wasserfalles wird weniger durch die Masse des stürzenden Wassers bedingt, als vielmehr durch die Höhe des Falles und durch die Architektur seines Bettes. Unter Umständen kann eine bescheidene Wassermasse recht großartig wirken und Angelpunkt eines schönen und harmonischen Landschaftsbildes werden, geradezu märchenhaft wirksam, wo der Wasserfall zugleich als Quell erscheint.

Das bewegte Wasser in Bächen und Flüssen zeigt an den Ufern immer noch die erodierende Kraft, das Anspülen an Sand und Gestein, und das Wegwaschen derselben. Nach der Mitte der Gefließe zu verliert sich dieser Eindruck; an seine Stelle tritt der des rastlosen Abwärtsdrängens. So hastig will dasselbe sich vollziehen, daß die ein=



Abb. 60. Der Spitzingsee mit der Wurzhütte.
Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Salzburg. (Zu Seite 58.)

zelnen Wasserteile sich beständig überholen wollen, sich aneinander vorbeidrehen, sich überstürzen. Die Wirbel, die sich da bilden und wieder verschwinden, lassen es scheinen, als ob einzelne Wellen untertauchten, um in der Tiefe rascher vorwärts zu kommen; dann quellen sie wieder empor, um sich an der Oberfläche über andere wegzuwälzen. Jedenfalls sind ihre Bewegungen ganz andere, als die des windbewegten Wassers. Viel früher sind die Stromwellen auch von der Landschaftsmalerei bemeistert worden. Auf Werken des Holländers Ruisdael ist schäumendes Flußwasser schon mit anerkennenswerter Meisterschaft gegeben; zu einer Zeit, da man den Meereswellen gegenüber noch recht unbeholfen dastand.

Wo man sich in der ersten Zeit der Landschaftskunst damit begnügte, bloß das Auf- und Niederwogen einer vom Winde oder von der Dünung bewegten Wasserfläche zu geben, mochte das noch eher gelingen. Mehr Schwierigkeiten bot die sich überstürzende Welle mit ihrer Schaumkrone. Eine mehr barocke als aufmerksame Naturbetrachtung glaubte die gewalttätige Erscheinung des sturmbewegten Meeres hauptsächlich durch eine unnatürliche Steilheit der Wellenhänge kennzeichnen zu können; dadurch verloren die einzelnen Wellen ihre drängende Wucht, sie wurden zu possierlichen Dingern, die aus irgend einem Grunde zum Emporhüpfen genötigt waren und mehr an die Oberfläche des brodelnden Wassers im Kochtopf erinnern, als an sturmbewegte See. Auf alten Holzschnitten kann man solche Darstellungen in ihrer ganzen Eigenart sehen. Erst die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts war's, der die Meereswoge völlig unterworfen ward, nach langem und aufmerksamem Naturstudium. Auch der Maler mußte zu der Einsicht kommen, daß zwischen der Entfernung der aufeinander folgenden Wellenkämme und der Wellenhöhe ein bestimmtes, nicht zu überschreitendes Verhältnis herrscht. Er mußte erkennen, daß die Luvseite der Welle unter dem Druck des Windes liegt und daher andere Formen aufgezwungen erhielt, als die dem Winddruck abgekehrte Leeseite, daß der Winddruck am stärksten auf die obere Kante der Welle wirkt und sich so

eine Abwechslung von konvexen und konkaven Formen ergibt, auf die auch das Gleichgewichtsstreben der Wassermasse Einfluß nimmt. Er mußte ferner einsehen lernen, daß die vom Winde weggerissenen Schaummassen anders wirken als die fallenden (Abb. 64). Endlich mußte er erkennen, wie die Welle an ihrer breiten Basis am undurchsichtigsten ist und nach der Höhe des Kammes zu an Durchleuchtung zunimmt, wie die rückgespiegelten Farben des Himmels sich zwischen die Lokalfarbe des Wassers legen; und wie diese Farben wieder gekreuzt werden von kleineren Wellchen und Schaumverzierungen, die sich an den Abhängen der großen Wellen bilden, im Augenblick entstehend und wieder vergehend.

Wo aber die Welle als Brandung an die Ufer stürmt, treten noch neue Erscheinungen hinzu. An flachen Küsten läuft die angekommene Welle zurück, begegnet ihrer Nachfolgerin und unterfängt dieselbe. An Steilküsten prallt sie tanzend zurück und zwingt ihre Nachfolgerinnen zu mächtigem Aufbäumen; an Klippenküsten stürzt sie sich zerstäubend über die Klippen und zwischen denselben hindurch und vollbringt ein tausendfältiges Spiel kämpfenden Vordringens und langsamerer Rückflucht (Abb. 65).

Die Meereswoge hat immer etwas Dräuendes; sie läßt ahnen, daß sie ihre Wildheit bis zum Verschlingen steigern kann. Die moderne Landschaftsmalerei hat es gelernt, alle jene Abstufungen dieser Wildheit, die durch die verschiedenen Wind- und Flutstärken verursacht sind, zu beobachten und wiederzugeben. Unter den deutschen Meistern, die das gekonnt haben, steht Andreas Achenbach obenan.

Für den landschaftlichen Blick, der das Wasser in seiner augenblicklichen Bewegung und Stimmung erfaßt, sind immer auch die dauernden Arbeiten des Wassers, die Ufer, von gleichem Interesse. Die Gewässer, als Tropfen oder als brüllende Wogen, spielen unablässig mit ihrem Saume, ob derselbe nun starrer Fels, pflanzenbewachsener Hang oder flüchtiger Sand ist. Sie spülen und unterwaschen, zerreißen und verschwemmen die Erdfeste. Sie graben Höhlen und bringen Felsensäulen zum Wanken; sie bauen Sandinseln auf, rollen Eismassen dahin und treiben in Steintrichtern mahlende Mühlsteine. Unablässig wird das Land vom Wasser angegriffen. Manchmal in losem Spiel, manchmal wie von einem gefräßigen Drachen, der seine Zähne in die Säume der Länder schlägt. Das Land selber verteidigt sich nicht gegen diese Angriffe; nur der Mensch verteidigt es, indem er die Stirnen seiner Dämme und Molen den Meeren und den Strömen entgegenbaut. Aber über diese Schutzwehren hinweg und durch die in sie gerissenen Lücken drängen die Wellen, lecken mit gierigen Schaumzungen an Straßen, Mauern und an den Dächern schwankender Hütten. Die vollständige Zerstörung der Erdrinde durch das Wasser, die Sintflut, hat schon manchem Künstler als ergreifender und großartiger Vorwurf gedient, wobei manchmal der letzte verzweifelte Lebenskampf einer Menschengruppe auf verschwindender Klippe, manchmal die unter der Wucht der Flut



Abb. 61. Warmer See auf dem Gipfel des Ruapehu. (Neuseeland.)
Nach einer Originalaufnahme von Dr. B. Friedlaender. (Zu Seite 58.)

zerbröckelnde und durchwühlte Landschaft als Hauptgegenstand der großen Tragödie erscheint.

Völlig uferloses Meer wirkt beim ersten Eindrucke groß und gewaltig; auf die Dauer als heimatlose Öde. Unser erdgewohnter Blick sehnt sich nach Land. Hoher künstlerischer Technik gelang es trotzdem oft genug, auch uferloses Wasser zum entzückenden Meisterwerke zu machen. Dazu gehört eine tiefempfundene Wiedergabe jenes Gegensatzes, der zwischen den Wolkenbildungen und Lichtwirkungen des Himmels und dem Wellen- und Farbenspiel der Wasserfläche besteht; ein besonders intimes Studium von Bau, Bewegung und Beleuchtung der Welle. Menschlich belebt aber wird die hohe See durch das Schiff. Eine kleine Welt in der weiten Wasserwüste schwimmend, zeigt es sich in traumhafter Ferne, als weißer Punkt oder als Rauchsäule; oder es baut sich in der Nähe auf, daß man das Wasser unter seinem Kiele rauschen hört. Es zeigt sich, liebkosend von der Welle gewiegt, oder im verzweifelnden Todeskampfe, überspült von klatschenden Sturzseen, ächzend und versinkend. Oder in der Schlacht, wenn es aus seinen Feuerschlünden den Eisenhagel wirft oder von ihm zerschmettert ward, als hilfloses Wrack.

Über den Wassern schweben ihre Geister. Seit der Mensch die Meereswoge brausen hört, hat sie ihm Sagen und Märchen in die Seele gesungen, sind ihm die fern auftanzenden Schaumgebilde als feuchte Lebewesen erschienen. Der Spiegel seines Antlitzes in der Flut ließ ihn menschenähnliche Gebilde in der Tiefe sehen; täuschende Wolkenformen und Sonnenlichter zauberten ihm vielgestaltiges Dasein in die Wasserfläche. Und was der eine gesehen haben wollte, erzählte er dem anderen; so spann sich in den urältesten Zeiten das Goldgewebe der Schiffersage über alle befahrenen Gewässer hin. An den Ufern des Ägäischen Meeres, wo die smaragdenen Wellen um besonnte Inseln tanzen, erzählte man vom weißen Nacken der Najaden und Nereiden, von den Hörnern der Tritonen und den Liedern der Sirenen, von den Wunderfahrten der Argonauten und des Odysseus. Und vielfach anklingend an diese Mythen, woben sich um die Küsten Arabiens und Indiens die Mären von Sindbad dem Seefahrer, vom Magnetfelsen, an dem alle Schiffe zerschellen mußten und vom Berge Kaf, der am Ende der Welt finster aus der Flut sich erhebt, böser Geister Heimat. Fern in den dunklen nordischen Meeren aber erwuchs eine andere Welt von Seegeistern: die erbarmungslose Ran, die Göttin der Tiefe; die Midgartschlange, welche sich um die Säume der Länder legt; das Totenschiff, das zur Götterdämmerung gefahren kommt, und der fliegende Holländer, dessen gespenstige Segel in dunstiger Meeresnacht auftauchen. Das endlose dunkle Meergeheimnis rauscht durch all diese Sagen, läßt sie immer lebendig bleiben und über die Wellen und Inseln hinwandern, und liefert den Künstlern eine unendliche Fülle von Gestalten.

Noch muß des gefrorenen Wassers hier gedacht werden, das in der Landschaft erscheint, bald als zusammenhängende spiegelblanke Decke, bald als Trümmerwüste von Schollen und Blöcken; als breiter zerklüfteter Gletscher, der zwischen grauen Felswänden niedersteigt; oder als gefrorener Wasserfall, der mit zugespitzten Säulen über seiner Schlucht hängt. Es ist eins der seltsamsten Baumaterialien, dessen sich die schöpferischen und zerstörenden Naturkräfte bedienen, das Eis! — Phantastisch und doch so leblos; im Sonnenschein zerrinnend und doch voll Kraft, um Granitmauern umzuwerfen und Felsen zu zerwetzen!

Im Landschaftsbilde wirkt das Eis am anmutigsten, wo seiner erstarrenden Kälte lebendiges, fließendes Wasser, seiner kristallenen, eisigen Klarheit dunkler Stein, braune Erde und Pflanzengrün gegenübertreten. Gletscher und weiße Firngipfel wirken am schönsten, wenn sie sich von Krummholz und bemoosten Gesteinstrümmern abheben. Die Schneeflächen des Flach- und Hügellandes sind am schönsten, wo sie durch die Stämme des Waldes schimmern oder über Erd- und Sandhängen abbrechen. Ein winterlicher Strom wirkt am großartigsten, wenn er anfängt, sich mit Eis zu bedecken oder vom Eise zu befreien. Ihre größte Pracht erreicht die Eislandschaft wohl in den, dem gewöhnlichen Sterblichen unzugänglichen Polarmeeren (Abb. 66). Aber um all ihre

Zauber und Schrecken kennen zu lernen, genügt auch eine Wanderung durch die unheimlichen und doch so prächtigen Risse, Gassen und Höhlungen eines stark zerklüfteten Gletschers oder an den Ufern eines größeren Stromes, den der Winterfrost in ein kristallenes Trümmerbett gezwungen hat. Wo zwei fließende Wasser ihre mitgeführten Eismassen zusammenhäufen, oder wo die von Strömen meerwärts geführten Eismassen der Brandung begegnen, werden die Bilder am gewaltigsten. Mit den Regungen des menschlichen Gemüts aber stimmen am meisten jene Winterlandschaften zusammen, die unter eisiger Decke ein geheimes und hoffnungsreiches Walten wärmender Kräfte erkennen lassen. Etwa eine Waldschlucht, an deren Rändern zwar Schnee lastet und kristallene Eisgebilde hangen, in deren Tiefen aber leise gurgelnd ein Wasser zwischen verschneiten Ufern hinrieselt, das von einem kommenden Frühling erzählt und dem Walde neues Rauschen, Duften und Grünen verspricht.



Abb. 62. Der Königsee, von der Kesselalpe gesehen.
Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Salzburg. (Zu Seite 59.)

Für unsere menschlichen Begriffe ist das Wasser ein der Landschaft unentbehrliches Element, ohne das die ganze Erdoberfläche zur Wüste werden müßte. Es sind uns aber zwei Möglichkeiten denkbar, die der ganzen irdischen Landschaft ihren Wasservorrat entziehen könnten.

Die eine dieser Möglichkeiten wäre eine unerhörte Frostzeit, jener schreckliche Fimbulwinter, den die nordische Göttersage erwähnt, herbeigeführt durch allmähliche Abnahme der Sonnenwärme. So wenig die Möglichkeit einer winterlichen Erstarrung der ganzen Erdoberfläche, einer Verwandlung alles flüssigen Wassers in Eis geleugnet werden kann: die Menschheit braucht mit derselben nicht zu rechnen. Denn sie läge so viele Jahrtausende entfernt, daß wir für deren Zahl keine Bezeichnung finden können. Wie die Erde am Anfange jener Zeit aussehen könnte: darüber mag uns indessen ein Phantasiebild aufklären, das der Pariser Astronom Flammarion in eines seiner Werke aufgenommen hat. Längst ehe alles flüssige Wasser verschwunden wäre, müßten Pflanzen- und Tierwelt und alles Menschenleben verschwunden sein, in einer weißen kristallenen

Wüste erstarrt. Erschauernd durchmißt unsere Phantasie den ungeheuren Zeitraum, der verstreichen muß vom ersten bis zum letzten menschlichen Wort auf Erden. Sie läßt uns vorwärts schauen in Zustände, wo die letzten dahinschwindenden Volksstämme wie die heutigen Eskimos in Schneehöhlen hausen und mit den Polarbären um ihre Nahrung kämpfen, und noch weiter, bis zu jenem Tage, an dem das letzte Menschenpaar sich die Hand zum Abschied reicht, ehe es sich hinlegt, um im Froste zu erstarren. Dann sinkt ein weißer Vorhang über die große Tragödie einer Welt. Für wielange?

Noch einer anderen Möglichkeit müssen wir hier gedenken, die auch von der wissenschaftlichen Spekulation keineswegs zurückgewiesen wird. Sie beruht auf der Tatsache, daß heute schon mächtige Wassermassen von den Tiefen der Erde eingesogen werden. Wohl gibt ja das Erdinnere in vulkanischen Landschaften einen Teil des aufgesogenen Wassers wieder heraus, in der Form von heißen Quellen, Dämpfen und Schlammausbrüchen. Aber niemand vermag zu berechnen, ob die von den Erdtiefen der Oberfläche geraubten Wassermassen ganz zurückerstattet werden, oder ob die Geschichte einer fernen, fernen Zukunft von einer fortdauernden Verminderung der belebenden Feuchtigkeit zu berichten haben wird.

Und wenn das letztere geschähe, dann würden späte Menschengeschlechter es erleben müssen, daß die Quellen versiegten, daß die Betten der Bäche und Ströme zu trockenen Rinnsalen würden und die großen Ozeane zu schauerlichen salzgefüllten Mulden, daß kein Tau, kein befruchtender Regen mehr die lechzenden, versteinernden Länderwüsten tränkte. Dann hätten wir uns Generationen zu denken, die in verzweifelndem Ringen sich mühten, ihren Äckern Wasser aus den Tiefen der Erde zuzuführen, bis sie am Schlusse genötigt wären, im Kampf um die letzten Wasser sich zu töten, wie einst unsere Ahnen um die Salzquellen stritten.

Auch das liegt in grauer Zukunftsferne. Einstweilen rauscht noch in Frühlingsnächten erquickende Regenflut; noch sprudeln die Quellen; noch rinnen Bäche und Flüsse meerwärts, und die große See singt ihr mächtiges Sturmlied.

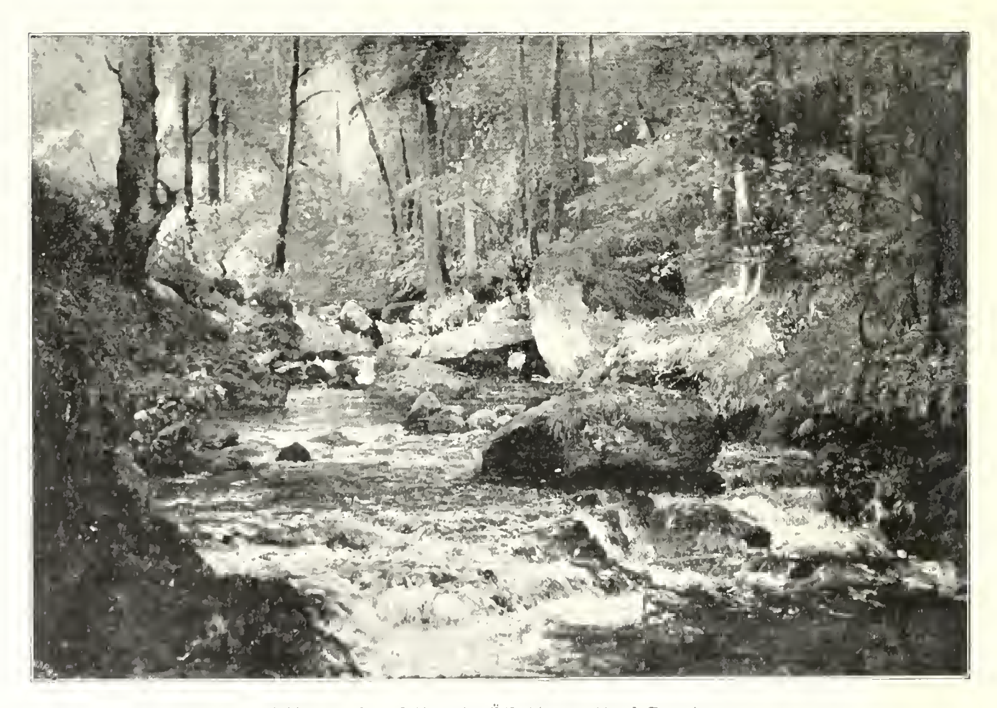


Abb. 63. Im Ilsetal. Ölstudie von Adolf Schweitzer.
(Zu Seite 60.)



5. Kapitel.

Die Pflanzenwelt in der Landschaft.

Während die übrigen Elemente der Landschaft dem Menschengeschlechte oft genug heiße Kämpfe aufnötigten und dräuende Gefahren boten, erwies die Pflanzenwelt von Anbeginn sich als liebenswert und nutzbar. Der Himmel sandte neben wärmenden Sonnenstrahlen auch seine Stürme, seine frostige Schneedecke, seine Blitzschläge; das Wasser seine verheerenden Sturmfluten. Und die steinerne Erdrinde war hart und erbarmungslos; die Tierwelt oft genug feindselig und blutgierig. Dem gegenüber boten die Pflanzen schützendes Laubdach, verwendbaren Baustoff, Brennstoff für das belebende Feuer und Früchte aller Art als Nahrung. So mochte der Mensch sie wohl früh schon als das verehren, was ihm die Landschaft wohnlich und lebensgünstig machte.

Der Beobachtung des Menschenblickes zeigte die Pflanzenwelt von vornherein die in die Augen springenden Verschiedenheiten der Gruppen und der Individuen, die Massenhaftigkeit der letzteren in ihrem Auftreten, das Aufsprossen und Vergehen, den jährlichen Wechsel der Erscheinung. Das Einzelne ließ sich widerstandslos ergreifen und beobachten; seine Bestandteile lockten zum Pflücken und Prüfen geradezu an. Sie zerrannen nicht zwischen den Fingern wie das Wasser; sie entflogen der Beobachtung nicht in unendliche Fernen wie Wolken und Sterne; sie waren nicht rauh und zäh wie der Fels.

Der Mensch trat der Pflanzenwelt entgegen mit einem technischen, einem naturwissenschaftlichen und einem künstlerischen Verständnis. Von diesen drei Standpunkten aus lernte er die Pflanze benutzen, beobachten und sich an ihr zu erfreuen. Das Tier blieb beim ersten dieser drei Standpunkte stehen, indem es die Pflanze frißt oder sich in ihren Schatten legt. Die naturwissenschaftliche und die künstlerische Beobachtung entfernen sich voneinander, je vollkommener sie werden. Die naturwissenschaftliche Beobachtung muß zergliedern und zerpflücken, das Ganze in seine Zellen auflösen. Die künstlerische Beobachtung hält das Ganze fest; und selbst wo sie sich durch Einzelheiten, durch Stengel und Blatt, durch Knospen und Blüten und Früchte zur Schöpfung von Ornamenten anregen läßt, hält sie an der Zusammengehörigkeit dieser Einzelheiten, am künstlerischen Versuch der Natur fest. Dem Naturforscher wird die Pflanze am faßbarsten, wenn er sie soweit zergliedert hat, daß er ihre Teilchen unter das Glas seines Mikroskops zu bringen vermag; der Künstler schätzt ihre Schönheit auch in einer Ferne, die dem Naturforscher keine Erkenntnis mehr bietet. Der Naturforscher will seinen Beobachtungsgegenstand alles störenden Beiwerks entkleiden, es nackt unter die Beobachtung stellen. Den Maler dagegen entzückt gerade das, was die wissenschaftliche Beobachtung erschwert: die Gruppierung verschiedenartiger Individuen; die versteckenden und verschleiernden Einflüsse von Luft, Licht und Schatten; das Durcheinanderdrängen und Vermischen der landschaftlichen Elemente; die Verwitterungs- und Verwesungsvorgänge. Für den künstlerischen Blick ist das Pflanzengrün auch dort noch wertvoll, wo es sich bloß als grüne Fläche darstellt; der Baum auch dort, wo er nur dazu dient, den Horizont zu unterbrechen oder zu beleben.

Soweit die Pflanzengebilde als Bestandteile der Landschaft auftreten, unterscheiden wir sie zunächst nach ihren Farben. Von der grünen Grundfarbe des Pflanzenlebens



Abb. 64. Auf hoher See. Gemälde von H. Petersen-Angeln.
(Zu Seite 63.)

hebt sich das Gelb und Braun herbstlicher Blätter, das Braun und Rot und Grau der Stämme und Äste ab, der bunte Farbenschmuck der Blüten, der Schwämme und anderes. Dazu gesellen sich die Unterschiede der Formen. Ohne jede Rücksicht auf wissenschaftliche Unterscheidung bezeichnet die landschaftliche Erkenntnis des Laien wie des Künstlers die einzelnen Pflanzen als Flechten, Moose, Schwämme; als Gräser, als Blumen und Kräuter, Stauden, Sträucher oder Bäume. Sie läßt sich dabei nicht in Einzelheiten ein. Aber sie beobachtet, wie gleiche Arten als Genossenschaften größere Bodenflächen bedecken, und wie dazwischen einzelne fremdere Individuen Platz gefunden haben. Sie unterscheidet zwischen Pflanzen, die auf dem Lande, und solchen, die im Wasser wachsen, zwischen sommergrünen und wintergrünen, zwischen wilden und gepflegten Pflanzen. Das sind die Unterschiede, die landschaftlich zunächst ins Auge fallen.

In der Landschaft sind die Flechten jene Pflanzengebilde, die auch den Laien ihre Bedürfnislosigkeit erkennen lassen, weil sie den fast nackten Fels mit ihren zierlichen Formen überkleiden. Man weiß, daß sie am weitesten in die Polarländer und in die höchsten Bergregionen vordringen; und man ahnt, daß sie oder ihre Verwandten es zuerst gewesen sind, die den nackten Felsenleib der Erde überall zu bedecken anfingen. Als höchst unvollkommene Pflanzengebilde, die nicht über die plumpsten Formen hinauskommen, erscheinen uns die Schwämme, die aber dafür mit ihren lebhaften, oft feurigen Farben das Dämmerlicht des Waldbodens lustig unterbrechen. Weit zartere Formen zeigen die Moose, die gedrängten Massen kleinsten Pflanzenlebens, die sich zu so reichen Polstern und Matten vereinigen und eben so genügsam verwesende Pflanzenteile wie

Fels und Mauerwerk mit ihrem Goldgrün überziehen. Dieses Verdecken der Fäulnis und der Verwitterung mit frischem, jungem Pflanzenleben ist es, was uns die Moose so sympathisch macht; denn wir wissen, daß es sich nicht bloß um ein Verbergen von Verwesungsvorgängen handelt, sondern um ein Umgestalten derselben in neue Lebensprozesse (Abb. 68).

Die Gräser gehören den großen Flächen an; sie wirken durch ihre Masse, das einzelne ist ohne besondere Form und Wirkung. Sie bedecken die Erdrinde, ohne deren Gestaltung zu verstecken. In den Grasflächen verschwinden Lichter und Schatten; sie lösen sich auf in einen grünen oder gelblichen Gesamteindruck. Aber dieser kann ein meerartiger werden, wenn die Grasfläche bis an den Horizont reicht und vom Winde in Wellenschlag gebracht wird (Abb. 69). Die wohltuende Farbe solcher Grasmeere und der ihnen anhaftende Gedanke nährenden Nutzens läßt sie in der Landschaft behaglich und menschenfreundlich, aber auch nüchtern und einförmig wirken.

Malerisch verwandt sind die Riedgräser, die Schilf- und Binsenarten. Sie vermitteln zwischen der festländischen Pflanzenwelt und jener der seichten Gewässer. Weniger anmutig, weniger weich und biegsam als die Gräser, geben sie immerhin ein erfreuliches Zeugnis für das Bestreben der Natur, auch auf solchem Boden eine Pflanzenwelt zu erzeugen, der für Besseres nicht brauchbar ist. Im Landschaftsbilde vermehren sie die Formen und Farben der Ufer, verdecken Schlammbänke, geben den Gewässern Gelegenheit zu einem Spiele von Lichtern und Schatten, bieten einer scheuen kleinen Tierwelt Verstecke und veranlassen die Phantasie, an raschelnde lauernde Wassergespenster zu denken.

Als Blumen und Kräuter bezeichnen wir jene höchst zahlreichen Pflanzenarten, die sich nur wenig über den Erdboden erheben, keine Holzstiele haben und sich von den Gräsern, mit denen sie meist in friedlicher Nachbarschaft leben, durch reiche Gliederung, mannigfache Blätterformen und vielfach auch durch farbenbunte Blüten auszeichnen. Als Beispiele viel bekannter landschaftlicher Erscheinungen, die hierher gehören, seien vor allem unsere Feld- und Wiesenblumen genannt, der Klee, die Farnkräuter (Abb. 70). Ihre



Abb. 65. Cornwall-Brandung bei Landsend. Ölstudie von Hans von Bartels.
(Zu Seite 63.)



Abb. 66. Das Aufgehen des Hornsundes auf Spitzbergen. (Zu Seite 64.)

ästhetische Aufgabe ist es, Farbenreichtum und Mannigfaltigkeit in den Pflanzenwuchs der Vordergründe zu bringen. Die kleinen Feldblumen, durch ihre Farben und Formen auch dem einfachsten Verständnis unterscheidbar, sind in den Anfangszuständen der Landschaftskunst Lieblingsgegenstände derselben. Da finden wir sie mit übertriebener Aufmerksamkeit ausgeführt. Auch die moderne Landschaftsmalerei benützt die Blumen gerne zur Unterbrechung und Belebung der Grasflächen, da sie sich aus der proletarischen Masse der Halme als individuellere, vornehmere Erscheinungen herausheben. Die Kräuter ohne farbige Blüten wirken durch die breiteren Licht- und Schattenmassen, durch die Verschiedenheiten von hellem und dunklem, von kaltem und warmem Grün, die sie in die Grasflächen hineintragen, und durch ihre mehr ornamentale Erscheinung, die den Gräsern nur in beschränktem Maße zukommt.

Mit noch größerer Bedeutung treten in der Landschaft Stauden und Sträucher auf. Die Sprache des Volkes gebraucht die Ausdrücke Stauden und Sträucher oft in gleichem Sinne. Die Botanik unterscheidet zwischen beiden. Aber auch der Laie hat die Vorstellung, daß die Sträucher das höher Entwickelte, das mehr Baumähnliche sind, während er sich wohl unter Stauden nur höher aufgeschossene Kräuter denkt, wie etwa Kartoffelstauden, Tabakpflanzen, Kürbisstauden, Rhabarberpflanzen und dergleichen. Man denkt bei den Stauden an grüne Stengel, die nicht im stande sind, den Winter zu überdauern; an ein Gewächs, das im Spätherbste zu einem formlosen Haufen welken Zeuges zusammenschrumpft, während von den Sträuchern ein zierliches Geäst auch den Winter hindurch bleibt. Sträucher und Stauden können die Vordergrundflächen der Landschaft ganz bedeutend verändern und ausgestalten; sie können größere Schatten- und Lichtflächen in anmutigster Weise beleben, die edelsten Formen zur Anschauung bringen und je nach Standort, Gestalt und Blätterfülle die Eindrücke üppig wuchernden Lebens, zähen Ringens, erdrückender Schmarotzerkraft oder einsamen Hinsterbens hervorbringen. Die Formen ihres Gezweigs, manchmal von unbeschreiblichem Adel, wie die Farben ihrer Blätter, ihrer Tiefen und Schatten, liefern der Landschaftskunst reizvolle Aufgaben; und

unter Umständen vermögen einer oder ein paar Sträucher im Landschaftsbilde selbst eine hervorragende Rolle zu spielen.

Die vollendetsten Gestaltungen des Pflanzenlebens sind die Bäume. Zeichnen sie sich schon äußerlich durch ihren emporstrebenden Wuchs, durch ihre vielverzweigte Gliederung, durch ihre breiteren Licht- und Schattenflächen aus, so steigert sich ihre Würde im Landschaftsbilde noch durch die Erkenntnis ihrer vielfachen Nützlichkeit, ihrer mannigfaltigen Lebensfunktionen, ihres höheren Alters, das sie nicht selten auf eine tausendjährige Geschichte zurückblicken läßt. Bei ihnen haben auch die einzelnen Arten, ja die einzelnen Teile des Baumes eine gesonderte ästhetische Bedeutung. Für die Naturanschauung der germanischen Völker insbesondere gehörten von jeher die Bäume zu den inhaltreichsten Naturgestaltungen; jede einzelne Art gewann symbolischen Gehalt, seit die heilige Esche Ygdrasil als Trägerin des Weltbaues erschien. Der Baum ward dem Germanen zur Schwelle und zum Giebelbalken seines Hauses, zur Brücke über den Waldbach, zum Altar und zum Richtersitz; in der Heidelandschaft diente er als Landmarke. Aber auch die hellenische Poesie macht die Bäume meerumrauschter Haine zu Wohnstätten der Dryaden (Abb. 71); und es ist kaum ein Kulturvolk, das nicht sinnige und bedeutsame Mythen an die schönsten Gestaltungen seiner Pflanzenwelt knüpfte, das nicht heilige oder verrufene Bäume kennt.

Der geheimnisvollste Teil der Pflanze ist die Wurzel. Denn wenn auch manche Pflanzen große Teile ihres Wurzelwerks in der Luft sehen lassen: die Aufgabe der Wurzel ist doch der Halt und die Ernährung der Pflanze im Erdboden; und diese Aufgabe vollzieht sich in unterirdischer Finsternis. Die natürlichen Vorgänge lassen uns oft genug das Wurzelwerk der Pflanze sehen; dann ist aber auch meist das Leben der Pflanze vernichtet oder doch gefährdet. In allen Wäldern liegen ja entwurzelte Bäume; jeder sandige Abhang, jedes Ufer eines lebhafteren Gewässers läßt uns Blicke tun in das Wurzelwerk der darüberstehenden Pflanzen, denen die haltende Erde zwischen den Fasern entrollte oder weggespült ward. Die Wurzeln des größten Teiles aller Pflanzen sind solche, die der Botaniker Erdwurzeln nennt. Sie dringen, Nahrung aufsaugend, kraftvoll in den Boden ein; und wenn auch diejenigen ihrer Teile, die sie mit dem Stamm der Pflanze verbinden, sichtbar sind, so verstecken sich doch die eigentlich arbeitenden Glieder der Wurzel in der Tiefe. Die Wasserwurzeln der schwimmenden Pflanzen, die Luftwurzeln und die Schmarotzerwurzeln spielen im Landschaftsbilde keine entscheidende Rolle. Da die Ernährung der Pflanze durch die feineren Verzweigungen der Wurzel und in einer Weise geschieht, die dem oberflächlichen Blick verborgen bleibt, ist es hauptsächlich die tragende, haltende Tätigkeit der Wurzel, die landschaftlich auffällt. Und den bedeutsamsten künstlerischen Eindruck machen die Wurzeln, wenn sie als mächtige Strebepfeiler aus dem Stamme herausgewachsen sind und wie starke Schlangen erscheinen, die im Waldgrunde den Baum stützen und tragen, ja manchmal geradezu emporheben; wenn sie erkennen lassen, wie ihr Aufbau und der des Baumes zusammen nach weisen Bauregeln erfolgt ist; wenn sie beobachten lassen, wie sie ihren Weg durch das Erdreich verfolgen, wie sie Felsen umklammern und sich in Steinritzen zwängen.



Abb. 67. Rauhfrost.
Liebhaberaufnahme von Gräfin zu Boineburg.
(Zu Seite 64.)

Stets hat der landschaftliche Sinn des Volkes die Bedeutung der Wurzel voll gewürdigt. Die deutsche Waldsage läßt im Wurzelwerk der Bäume braune Erdzwerge hausen; sie gewann die An-

regung dazu durch die Brut scheuer Nagetiere und plumper Käfer, die zwischen den Wurzelfasern ihr halb unterirdisches halb oberirdisches Leben führen; durch die schimmernden Nattern, die sich um die Wurzeln ringeln. Und auch wer heute noch über das Wurzelwerk eines schönen Waldes hinwandert, meint wohl manchmal, einen von den weissagenden Zwergen aus einer Wurzelhöhlung spähen zu sehen, wenn ihn der funkelnde Blick des Wiesels traf; er denkt an die magische Springwurzel, die unterirdische Schatztüren aufsprengt, und an das unheimliche Alräunchen, das einen todbringenden Schrei ausstößt, wenn es der Erde entrissen wird.

Ausdauernd wie die Wurzeln sind auch die Stämme der Pflanzen. Aber sie bauen sich in die Luft empor, Blätter, Blüten und Früchte zu tragen. Und unendlich mannigfaltig sind ihre Formen. Bald liegen sie, ohnmächtig sich zu erheben, kriechend auf dem Boden. Andere entwickeln sich schwimmend auf dem Wasser. Wieder andere klettern in den wunderbarsten Formen an Bäumen, Felsen oder Mauerwerk empor. Und nicht bloß die tropischen Urwälder Amerikas (Abb. 72) zeigen in ihren Lianen solche Kletterstämme; auch in den mitteleuropäischen Landschaften erscheinen sie mit ihren anmutigen Gewinden. Manche von ihnen verflechten sich untereinander; sie bilden verworrene Hecken, halten sich mit Dornen, Stacheln und Borsten fest. Andere bilden Gitter oder winden sich schraubenförmig um Stützen, die sie gefunden haben. Oder sie erheben sich mit Hilfe von Ranken zur Höhe, wenn sie nicht, wie der Efeu, Kletterwurzeln in ihre Träger schlagen können. Unablässiges Streben nach Sonnenlicht ist es, was alle diese klimmenden Pflanzen zwingt, in die Höhe zu steigen.

Das gelingt den aufrecht wachsenden und genügend starken Stämmen aus eigener Kraft. Und sie sind's, die unserer mitteleuropäischen Landschaft einige ihrer bezeichnendsten Züge verleihen. Das Holzgerüst unserer Bäume und Sträucher wirkt im allgemeinen mehr durch seine Formen, als durch seine Farben, obwohl auch in letzter Hinsicht manche Bäume wie etwa Buchen, Birken, Kiefern recht entschieden in das Landschaftsbild eintreten (Abb. 1, 73 u. 75). Am Holzgerüst der Bäume und Sträucher sind aber wieder mancherlei Einzelheiten zu beobachten: wie sich der Stamm aus dem Wurzelwerk aufbaut; wie seine Rinde entweder glatt oder rissig und schuppig sich gewachsen zeigt; wie er bald Moosbekleidung zeigt, bald dieselbe abwehrt; wie er sich, bald mehr geradlinig, bald geknotet und gebogen nach oben verjüngt; wie dann sein Astwerk bald in



Abb. 68. Stilleben im Walde. Gemälde von J. v. Klever.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin. (Zu Seite 69.)

rechten Winkeln, bald aufwärts strebend oder abwärts hangend sich von ihm trennt. Dieses Astwerk — manchmal erscheint es künstlerisch selbständig in dem Streben, sich zu formen; bei anderen Bäumen dagegen zeigt jeder Ast deutlich seine Abhängigkeit vom Baume. Da gibt es die mannigfachsten Abstufungen von Krümmungsfähigkeit: in der verschiedensten Weise heilen Brüche und Abspaltungen.



Abb. 69. Eine Stipasteppe in Rußland. (Zu Seite 69.)

Und beim Astwerk des einzelnen Baumes, wo derselbe von einem lichten Himmel sich abhebt, erscheinen entweder wenige aber kraftvolle Linien des Aufbaus oder aber ein zartes ornamentales Gewebe. Unter unseren heimischen Bäumen sind manche, die einen erstaunlichen Drang nach Schönheit ihrer Formen zeigen. So unsere Eichen und Buchen (Abb. 75), die Kiefern, Ahorne und Zirben; unter den südeuropäischen Bäumen die Pinien, Cypressen und Oliven.

Und nun das Blätterwerk der Pflanze. Aber was ist Blätterwerk? Die wissenschaftliche Ausdrucksweise rechnet zu den Blättern auch die Blütenblätter, auch die Zwiebelschalen. Das tut der Laie nicht; der Landschaftsmaler ebensowenig. Diesen erscheint als Blatt nur ein Ding, das im Sommer wenigstens grün ist, aus dem Stengel oder Stamme herauswächst und weder Blüte noch Frucht ist. Und selbst der Gedanke des Grünen gehört nicht unbedingt zum Begriff des Blattes — kennen wir doch auch rote, braune, silbergraue Blätter.

An den Bäumen erscheint uns das Blätterwerk als Laub oder Nadelkleid, und im ersteren Falle als immergrün oder bloß als sommergrün. Das Blatt als Einzelnes wirkt, je nach seiner Form, mehr oder weniger ornamental; und im Vordergrunde der Landschaft zeigen sich oft genug Pflanzengebilde, an denen die einzelnen Blätter als ansprechender Zierat wirken und zu erkennen geben, daß die Natur auch in ihren kleineren Einzelheiten an der Erschaffung von Schönem sich erfreut. Wird dagegen eine Pflanze nicht aus nächster Nähe gesehen, so verliert die Form des einzelnen Blattes an Deutlichkeit; und es beginnt dasjenige ins Auge zu fallen, was der Landschaftsmaler den Baumschlag nennt. Das ist die charakteristische Erscheinung ganzer belaubter Zweige und Bäume, hervorgegangen aus dem Massenbilde vieler einzelner Blätter, die nicht bloß ähnliche Formen haben, sondern auch nach bestimmten gleichmäßigen Regeln an den Zweigen angeheftet erscheinen.

Im Laubwerk oder im Nadelkleide der Pflanze spielen Sonnenschein und Schatten mit unendlicher Mannigfaltigkeit. Jedes einzelne Blatt strebt nach Licht, hat seinen Anteil daran und wirft seinen Schatten in die Schar seiner Geschwister. Alle Blätter einer und derselben Pflanze wie ganzer Pflanzengenossenschaften stehen untereinander im Wettbewerbe um das Sonnenlicht. Die höchststehenden sind die Meistbegünstigten, sie genießen zuerst das Licht; auch den Tau und den Regen: was sie davon übriglassen, trieft auf die tieferliegenden Gruppen herab. Dafür werden die höchsten auch am stärksten vom Sturme gezaust. Die tiefe Waldesdämmerung ist ein Werk von Milliarden von Blättern, die als grünes Gewölt den Himmel verdunkeln.



Abb. 70. Am Feldrain. Gemälde von Dr. Hermann Seeger.
(Zu Seite 69.)

Sind für die Pflanze selber ihre Blätter ernährende Glieder, so sind sie für die Lebewesen unter ihnen ein schützendes Dach, dessen Wohltat die ersten Menschengeschlechter genossen, bis sie es lernten, nach diesem Vorbilde selber sich Dächer zu schaffen, dessen Wohltat heute noch Vögel und Insekten genießen. Aber selbst heute noch deckt der Naturmensch in den Tropenländern seine Hütte mit breiten Palmblättern.

Die Aufgabe des Künstlers bei der Darstellung des Blätterwerkes liegt darin, die Form, die Stellung und Gruppierung der Blätter deutlich zu geben, andererseits die Deutlichkeit dieser Dinge genau nach der Entfernung abzustufen, dabei aber über dem liebevollen Eingehen in Einzelheiten doch niemals die Wirkung der ganzen Pflanzenmasse als eines eindrucksvollen Ganzen aus dem Auge zu verlieren. Die Einzelheiten zersplittern ja den Gesamteindruck in Tausende von Einzeleindrücken; diese dürfen nicht vorherrschen, sondern müssen sich dem Ganzen unterordnen. Zwischen die tausendfältigen Bilder des Laubwerkes muß verbindend und vereinend die allumflutende Luft mit ihrer Stimmung treten, die das Kleinste zum Größeren zusammenschmilzt, das Zersplitterte zum Gesamteindruck verwebt.

Die Blüten — sind sie auch botanisch nichts anderes als Blätter — wirken landschaftlich doch als ganz besondere Teile der Pflanze. Denn sie heben sich ja gern hervor aus dem grünen Meere der übrigen Blätter durch ihre eigenartigen Formen und durch die wunderbarsten Farben, über welche die Palette der Schöpfung verfügt. Sie sind die Vorboten, die Verkünder der Früchte. Die Natur zeigt eine ihrer reizvollsten Launen darin, daß die Schönheit der Blüten in gar keinem dauernden Verhältnisse steht zur Größe und Bedeutung der ganzen Pflanze und der Früchte. Die mächtigsten Bäume, die auf ein Leben von Jahrhunderten zurückschauen, haben Blüten von einer Kleinheit

und Schlichtheit, daß sie in der Landschaft überhaupt gar nicht bemerkt werden. Und die Früchte, die aus den wunderbarsten Blüten entstehen, können völlig unscheinbar und für die höheren Lebewesen wertlos sein. Will die Natur damit beweisen, daß Schönheit und Brauchbarkeit durchaus verschiedene Eigenschaften sind?

Wie Blätter und Blüten schon von der Baukunst der alten Assyrer als Anregung zu steinernem Zierat erkannt wurden, so zieht sich eine steigende und immer einsichtsvollere Verwertung der Blume durch die ganze Geschichte der menschlichen Kunst. Das ist eine Sache für sich, die aus der landschaftlichen Betrachtung ganz herausgewachsen ist. Solange die Blüte ein Bestandteil der Landschaft ist, stellt sie der darstellenden Kunst die Aufgabe, das Zierlichste zu schildern, ohne dabei kleinlich zu werden. Noch die Landschaftsmalerei des Mittelalters kam über diese Klippe nicht hinweg. Die neuere Zeit hat nicht nur das gelernt, sondern die Blumenmalerei als einen besonderen Kunstzweig geschaffen, der es versteht, die Richtigkeit der Darstellung mit der künstlerischen Wirkung in vollen Einklang zu bringen.

Und was soll vollends mit den Früchten der Pflanze die Kunst beginnen? Die Früchte können ebenso farbenprächtig sein, wie die Blüten, zeigen aber doch im ganzen mehr unauffällige schlichtere Farben. Und vor allem einfachere Formen. Aber doch sind diese Formen reich genug, um ebenfalls schon seit ältesten Zeiten den künstlerischen Sinn anzuregen; namentlich weil die eigentliche Frucht sich so häufig mit einer reichen Verschalung umgibt oder in schöner Gruppierung sich zusammendrängt. So ist schon der klassischen Kunst der Pinienzapfen und der Granatapfel zum beliebten Ornament geworden; und ganze Fruchtgewinde, mit Blättern untermischt, bieten reichen und prächtigen Schmuck für Architekturteile wie für die Kleinkunst, die sie in den glühenden Farben des Emails leuchten läßt. Warum treten aber in der natürlichen Landschaft die Früchte oft so bescheiden, ja geradezu winzig auf gegenüber dem Gesamtbau der Pflanze? Wo der Mensch nicht sein goldenes Getreide auf dem Acker baut, seinen Weinstock hegt und seiner Obstbäume waltet, sieht man selbst in hochsommerlicher Landschaft oft nichts von Früchten, die die Natur freitätig schafft; mühsam suchend entdeckt man sie oft



Abb. 71. Der heilige Hain der Hera. Gemälde von Max Roeder.
Nach einer Gravure von Heuer & Kirmse, Hofkunstverlag in Berlin-Halensee.
(Zu Seite 71.)

erst als sandkorngroße unscheinbare Körnchen. Aber es liegt eine tiefe Weisheit in diesem Verstecken der Früchte, als dessen letzten Grund man nur den Selbsterhaltungstrieb der Pflanzenwelt gegenüber der Gefräßigkeit der Tiere erkennen kann.

So sehen wir die einzelnen Bestandteile der Pflanze im Landschaftsbilde wirken. Die Natur zeigt uns aber noch eins, das hier hervorgehoben werden muß. Mag auch in manchem Landschaftsbilde ein oder der andere Baum für sich allein eine meisternde Rolle spielen: in den meisten Landschaften sind das Charakterbildende nicht die Individuen, sondern jene Genossenschaften, zu welchen sich die Pflanzen in der Natur vereinen, getrieben durch die physikalische Beschaffenheit ihrer Wohnstätte. Die Pflanzen zeigen ihre dauernde Abhängigkeit von der physikalischen und chemischen Beschaffenheit des Bodens, von dessen Besonnung und Befeuchtung dadurch, daß jede einzelne Örtlichkeit bestimmte Arten veranlaßt, in geselligen Massen aufzutreten, miteinander zu wohnen, zu wachsen und alljährlich miteinander ihr Dasein zu erneuen und zu verjüngen.

Diese Pflanzengenossenschaften sind es, in denen die einzelnen Landschaftsbilder die Erscheinung ihres Pflanzenlebens ausprägen. Und auf Grund der Herrschaft, welche solche Genossenschaften in einzelnen Teilen der Landschaft ausüben, unterscheidet zwar nicht der Botaniker, wohl aber der Laie und der Landschaftsmaler die ausgeprägten Erscheinungsformen der Wüstenlandschaft, der Steppen und Heiden, der Gestrüppe, der Sumpflandschaft, des Waldes und der Kulturlandschaft. Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß in einzelnen Landschaftsbildern Übergänge und Mischungsformen sich zeigen.

In der **Wüstenlandschaft** ist die steinerne Erdrinde mit ihren Rissen, Faltungen und ihrem Trümmerwerke das Ausschlaggebende, während das Pflanzenleben völlig fehlt oder nur kümmerlich und spärlich sich fristet (Abb. 74). Groß und gewaltig, aber todesstarr und einförmig wirkt die völlig pflanzenleere Wüste: die Sandmeere Nordafrikas oder die Klippenfelder arktischer Länder. Wo aber auch nur ein ganz dürftiges Pflanzenleben und daneben Wasser sich zeigt, kann selbst die Wüste vollendete Landschaftsbilder haben, die durch die Schönheit ihrer Formen und durch die Macht der über ihnen liegenden Stimmung nicht bloß zu erschrecken, sondern auch zu erheben vermögen. Und einzelne Stücke von Wüstenlandschaft, in eine pflanzenreiche Landschaft eingefügt, geben derselben stets einen gewissen großen Zug. So etwa schön gezeichnete weiße Strandlinien, Köpfe von Felsschichten oder Trümmermassen, welche aus der Pflanzendecke des Bodens hervorbrechen. Sie wirken um so wuchtiger, je einförmiger ohne sie durch das genossenschaftliche Zusammendrängen der Pflanzen und durch das gleichartige Grün die Landschaft wäre.



Abb. 72. Tropischer Urwald mit Lianen.
Liebhaberaufnahme. (Zu Seite 72.)



Abb. 73. Grunewaldsee. Gemälde von Walter Leistikow.
(Zu Seite 72.)

Die Heide- und Steppenlandschaft trägt nur einen dünnen Pflanzenteppich. Kräuter und Gräser sind ihre Charakterpflanzen; dazu auch Stauden und Sträucher. Was der Heide und der Steppe ihre landschaftlichen Züge aufprägt, ist die Flachheit der Bodenwellen und die Einförmigkeit der Pflanzenbekleidung (Abb. 76). Letztere schafft sehr verschiedene landschaftliche Eindrücke, je nachdem sie aus dauernden Sträuchern sich zusammensetzt oder aus Gräsern, die ein- oder ein paarmal im Jahreslaufe sich erneuen. Darum ist die Heide etwas anderes, als die Steppe. Die Heide wird stets den Eindruck der Öde und Unkultur machen, selbst zu der Zeit, wenn sie ihr Prachtgewand anzieht und ihre Eriken in purpurner Blüte schimmern läßt. Die Steppe dagegen bietet in den Monaten, wo sie durch Frühlings- und Herbstregen befeuchtet ist, üppigen Graswuchs für freie Tiere wie für die vom Menschen gezüchteten Herden. Sie ist dem Anbau zugänglich, da ihr Boden an vielen Stellen mit tiefer guter Erde bedeckt ist; um so trostloser ist sie, wenn ihre Gräser und Blumen welk geworden, zu Staub gebrannt sind.

Beide aber, die Heide und die Steppe, haben die Freiheit des Blickes, der über Meilen hinfährt, ohne ein Hindernis zu finden. Die Einförmigkeit der Bodenbildung und der Pflanzenwelt zwingt das Gemüt, mit um so größerer Empfindlichkeit sich den Eindrücken hinzugeben, die aus der Luft und vom traumhaft fernen Horizont herkommen. Da ist kein Hindernis für den Flug der Einbildungskraft, der es gestattet ist, weit, weit hinter dem Sehkreis Paradiese oder Wüsten, Prachtstädte oder endlose Meere zu vermuten. Diese Einbildungskraft aber wird gerade in der Heide- und Steppenlandschaft seltsam angeregt durch jede landschaftliche Einzelheit, die in der Fläche als Fremdes sich zeigt: durch eine vereinzelte Baumgruppe, durch einen fernen Turm, Wald oder Höhenzug. Und sie wird erfreut und bewegt selbst durch einen Haufen weltverlorener Granitfindlinge oder durch einen träumerischen Tümpel, der einsam den Glanz des Himmels spiegelt.

Die Sumpf- und Moorlandschaft umkleidet die steinerne Erdrinde mit der dichtesten Hülle; sie versteckt und begräbt alle festen Formen. Im Sumpf, Bruch und Moor sehen wir ein Gemeng von Wasser und Pflanzenwelt, unheimlich und freudlos, geschaffen durch stagnierendes Wasser, dem die Gelegenheit zu raschem Abfluß und reichlicher Verdunstung benommen ist (Abb. 77). Moore können noch gangbar sein; der Sumpf dagegen ist weder gangbar, noch, wegen seines gehäuften Pflanzenlebens, für Schiffe fahrbar; bei ihm hört fast jede wirtschaftliche Nutzung auf; dafür vergiftet er seine Nachbarschaft mit fiebererzeugenden Dünsten. Brüche zeigen sich nicht selten als Begleitlandschaften längs der flachen Ufer größerer Flüsse; sie können durch menschlichen Fleiß trocken gelegt und in fruchtbarstes Kulturland verwandelt werden. Die Pflanzenwelt all dieser Sumpflandschaften ist eine eigenartige, traurige: Schafthalme, Binsen, Schilfe, rohrartige Gräser, schwimmende Wasserlinsen; aber auch schöne traurige Seerosen, die müde und bleich auf regungsloser schwarzer Flut liegen. Selbst Bäume, wie Erlen und Weiden, gedeihen reichlich in Brüchen, sowie auf den Inselflächen der Sümpfe; auf trockeneren Stellen auch andere. Wie die ungleiche Wassermenge Übergänge von Sumpf, Bruch und Moor entstehen läßt und vom Moor wiederum Übergänge zur Heide sich finden: so zeigt auch die Pflanzenwelt solche Übergänge. All diese Landschaftsformen werden in unseren europäischen Kulturländern auf einen immer kleineren Raum zurückgedrängt. Wo sie aber der Kultur sich hartnäckig widersetzen, sind sie nicht ohne eigenartigen landschaftlichen Reiz. Unabsehbare braune Flächen zeigen die Moore. Aber an ihren trockeneren Stellen wachsen, nicht heimgesucht von menschlicher Pflege, schöne Gruppen von Birken, Eichen und Legföhren; an ihrem Rande erheben sich in blauer Ferne sehnsuchtweckende Höhenzüge und Wälder; und der Zauber einer ganz wunderbaren Einsamkeit liegt über ihnen. Der eigentliche Sumpf dagegen, der einen wirklichen Wasserspiegel zeigt oder ein bösartiges Gemenge von Wasserspiegel und kleinen Inselchen, ist etwas durchaus Unheimliches und Menschenfeindliches. Denn jene Inselchen und scheinbaren Rasenflächen sind schwimmende Täuschung: sie würden versinken unter dem Wanderer. Wo das Auge noch wirkliche Wasserfläche sieht, wird es nicht betrogen; da mag sogar der Gegensatz zwischen dem durch die Wipfel der Uferbäume flutenden Sonnenlichte und der schwarzen Wasserfläche höchst reizvoll wirken. Um so überraschender, wenn, wie in den pontinischen Sümpfen, hier oder dort die halbversunkenen Reste eines ehemaligen Menschenbauwerkes sich zeigen und erkennen lassen, daß zwischen diesem trügerischen Gemeng von Land und Wasser doch auch fester Grund liegt. Aber in mancher Sumpflandschaft schwindet jedes Feste; da liegt über unergründlichen Tiefen ein täuschendes Teppichnetz von Pflanzen, unter dem die erstickende schwarze, schlammige Flut lauert. Das ist eine todbringende Landschaft; hilflos verhallt der Schrei dessen, der in ihr versank; kein Wesen, das Boden unter den Füßen braucht, darf sie betreten; über ihren schwankenden Grund hin jagen nur durch Nebelschwaden die Gespensterhufe von Erlkönigs Roß, umglänzt vom Lichte tanzender Irrwische.

Gestrüpplandschaften nennen wir jene, deren herrschende Pflanzengenossenschaften Sträucher und Stauden sind. Wo die Gestrüpplandschaft nicht von höheren Bäumen unterbrochen wird oder von Bodenerhebungen, schafft sie reine Vordergrundlandschaften; das Gestrüpp verhindert den Blick, in die Ferne zu dringen; er bleibt an der wuchernden Pflanzenwelt der Nähe haften. In unseren europäischen Kulturländern finden sich Gestrüpplandschaften, wo der Wald abgehaust hat oder wo der Boden zwar mehr als Gräser und Kräuter, aber noch keinen Wald hervorzubringen vermag. So in den Überschwemmungs- und Mündungsgebieten lebhafter Ströme; auch in Hochalpentälern, wo man stundenlang durch Krummholz- und Alpenrosengestrüpp hinwandern kann (Abb. 78). Vielfach finden sich auch einzelne Partien von Gestrüpp, die immerhin das Landschaftsbild wesentlich beeinflussen können, in die Waldlandschaft, in die Kulturlandschaft oder in die Felsenlandschaft eingestreut. Unter solchen Verhältnissen können selbst ausgedehnte Gestrüppe mit schönen silbergrauen Disteln oder mit den launenhaften Formen des Krummholzes einen höchst malerischen Eindruck machen, während einförmiges Brombeer- oder Weidengestrüpp bloß den Blick beengt, ohne ihn anzuregen.

Wo die Kultur zurückweicht, wo menschliche Wohnstätten verfallen, Äcker und Gärten verwildern, stellt das Gestrüpp sich ein und nur im Märchen umwuchert es mit seinem Rosengerank Dornröschens Zauberschloß!

Am vollkommensten, am großartigsten erscheint das Pflanzenleben im Walde.

Der Wald! Der grüne Naturpalast mit seinem ewig sprossenden Leben! Mit den tiefen Schatten seiner Dämmerungen und den leuchtenden Luftwellen, die um die schwankenden Wipfel sich ergießen! Mit den abgestorbenen Leichen uralter, verwesender Stämme und der Jugendfrische goldig grüner Lenzsprossen! Mit dem ganzen Kommen und Gehen der Natur seit Jahrhunderten! Mit seinen Moosgräbern und eingezeichneten Jahresringen! Mit seinen geheimnisvoll rufenden Tönen, seinen winkenden Ausblicken, seinen verschlungenen Pfaden!



Abb. 74. Bei der großen Cheops-Pyramide. (Zu Seite 76.)

O, er ist groß und herrlich, der Wald! Er ist eine Heimat starker, freier und kühner Geschöpfe; ein tausendblättriges Buch voll unerschöpflicher Weisheit; eine Tempelhalle, die von Düften durchzogen ist und von Wundertönen durchrauscht!

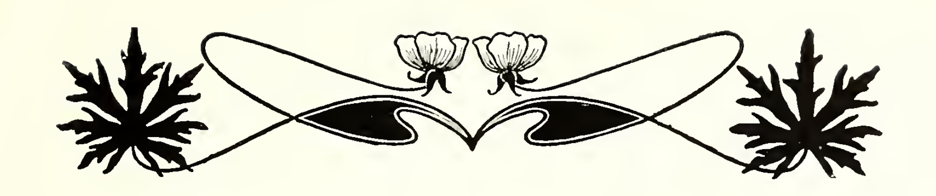
Darum haben aber auch die Jahrhunderte ihre dichterischen Gestalten im Dämmerlichte der Wälder abgelagert. Die heimlichsten Märchen und die dunkelsten Sagen spielen zwischen den Stämmen, haschen sich im Gestrüpp, kichern unter den Wurzeln und gaukeln um die Kronen. Über das Blättermeer hin ziehen in wilden Sturmnächten die zu Gespenstern gewordenen Göttergestalten versunkenen Heidentums. Aus Erdlöchern raunen wegwissende Zwerge hervor; weiße Wildfrauen baden in spiegelhellen Waldbrunnen; rätselhafte Stimmen rufen dem Wanderer zu, der durch raschelndes Laub aufwärts steigt auf verschlungenen Pfaden, über Wurzeln und moosiges Gestein. Wie lang vor ihm ging niemand mehr diesen Pfad? Zehn Jahre — ein Menschenalter — oder jahrhundertelang? Er weiß es nicht. Waldrätsel kündet ihm der Kuckucksruf aus der Ferne her; Waldrätsel der hämmernde Hieb des Spechtes, der täuschende Klang der Holzaxt, das Brausen des nahen Waldbaches!



Abb. 75. Buchenwald. Gemälde von Peter Paul Müller.
(Zu Seite 73.)

Seit es eine Landschaftsdichtung und eine Landschaftsmalerei gibt, ist der Wald in Wort und Bild vieltausendmal gepriesen worden. Und er ist unerschöpflich in dem, was er dem Dichter und dem Künstler schenkt. Denn überaus empfindsam ist das Waldbild für das Eindringen von Luft und Wasser, von Heide und See, von Berg und Tal, von Ferne und von menschlichem Leben. Tausendfältige Veränderung erhält es durch das Verflochtensein und Miteinanderwirken der verschiedensten Erscheinungen des Pflanzenlebens; durch den Hauch des Zeitenwechsels, der es durchweht. Und jeder unserer edlen Waldbäume verleiht, wo er vorherrscht, dem Walde ein besonderes Gesicht. Wie anders wirkt der nordische Buchenwald, durch dessen lichtgraue schlanke Stämme die blaue Ostseewelle glänzt; wie anders der märkische Kiefernwald, dessen Kronen wie eine melancholische schwarzgrüne Wolke über den rötlichen Stämmen hangen! Oder der ehrwürdige Spessart mit seinen knorrigen Eichen. Wie anders wieder die finsteren Tannenforste des böhmisch-bayerischen Waldgebirges, in deren unberührten Tiefen Strecken sind, wo niemals eines Holzschlägers Axt erklang, wo seit ungezählten Jahrhunderten die Bäume nur stürzen, wenn das Alter sie zerfraß! Und wieder wie anders der Felsenwald auf den Hängen und klippigen Hochflächen der Alpen, wo die steinhart gewordenen Fichtenstämme als weißgraue Baumleichen aus dem Krummholz emporstarren. Oder die üppigen Kastanienhaine an den besonnten Berghalden über der Etsch!

So erscheint dem Menschen das Pflanzenleben der Landschaft. Als üppige, reiche Daseinsfreude; als ein alljährlich sich erneuender Schmuck seiner Heimat. Und, indem sie sich dienstbar machen läßt, wird sie in der Kulturlandschaft zur Bedingung fortschreitender Entwickelung. Davon aber später.



6. Kapitel.

Licht und Luft über der Landschaft.

Über der steinernen Erdrinde, ihren Pflanzen und Gewässern hängt das Luftmeer mit seinen mannigfachen Erscheinungen von Licht und Finsternis, von zarteren und stärkeren Farben, von Trübung und Klarheit, von Ruhe und Bewegung. Dieses Luftmeer umfließt die Landschaft und gehört zu ihr. Teile der Erde heben sich in dasselbe empor, als Dunst, als Rauch und Staub, und senken sich wieder zur Erde nieder. Ist auch diese Berührung für den steinernen Erdball, der sie verspürt, eine äußerst zarte: für die feinsten Schöpfungsgebilde, die auf ihm wachsen und wandeln, kann sie doch von verheerender Wildheit werden.

Der physikalisch ungelehrte Blick scheidet die Lufterscheinungen in zwei Hauptgruppen: in die verschiedenen Lichter, die das Luftmeer durchdringen, und in die Trübungen, welche diese Lichter hemmen und verdunkeln. Er weiß, daß diese Lichter zum größten Teile von fernen Weltkörpern herübergesandt kommen und nur ausnahmsweise dem Erdkörper und seinem Leben ihre Entstehung verdanken.

Die große Quelle des Lichts, die Sonne, kann vom menschlichen Auge nicht gesehen und von der Kunst des Landschaftsmalers nicht wiedergegeben werden, wenn sie nicht durch Wolken und Nebel, durch Dunst und Rauch in ihrer Wirkung gemildert wird oder durch ein anderes Mittel, wie etwa ein dichtes Pflanzennetz. Wo wir die Sonne selbst nicht sehen, während sie doch am Himmel steht, äußert sich ihre Leuchtkraft in der Stärke des Gegensatzes von Licht und Schatten, ihr Stand in der Länge der Schatten, verglichen mit der Höhe des landschaftlichen Gegenstandes, der den Schatten wirft. Für die Landschaftsmalerei war, seit sie aus den Kinderschuhen herauswuchs, künstlerische Verteilung der Licht- und Schattenmassen eine der wichtigsten Aufgaben. Der Künstler ist nicht nur im stande, die Schatten ausdrucksvoller sprechen zu lassen, als selbst das Licht; er vermag es auch, jene Teile der Landschaft, auf die er das Auge hinlenken will, in das Licht und die übrigen in den Schatten zu legen. Das wirksamste Mittel, über das er hierzu verfügt, ist die Wolkenbeschattung der Landschaft, die für sich allein schon die mannigfaltigsten Reize zuwege bringt.

Auch die Schatten in der besonnten Landschaft haben ihr Licht: das von sonnenbeschienenen Gegenständen zurückgeworfene, das Reflexlicht, das auch die im Schatten liegenden Erscheinungen körperlich werden läßt. Es ist keine der einfachsten Aufgaben der Malerei, dem Reflexlichte gegenüber dem direkten Sonnenlichte die richtige Geltung zu geben. Denn die Reflexlichter sind fein abgestuft nach der Beschaffenheit des das Licht zurückwerfenden Gegenstandes, nach dessen ungleicher Fähigkeit, die Sonnenstrahlen zurückzuwerfen. Auch wo keine körperlichen Dinge, wie Felswände oder Mauern, Sonnenlicht in den Schatten werfen, spendet ihm solches der sonnendurchflutete Äther und sein Gewölk. Sonnenlicht ist immer Wirklichkeit; die Lichter, die sich im Schatten zeigen, gewinnen wohl manchmal einen gespenstigen Zug.

Auch das Mondlicht ist rückprallendes Sonnenlicht. Wenn es die Landschaft versilbert, wird sie zum Gespenste dessen, was sie am Tage war. Seit die Menschheit den

Mond zu betrachten begann, war er für sie der nächste Vermittler zwischen der Erde und den ferneren Weltkörpern. Er ist ein Eigentum der Erde, um die er kreisen muß, und sicher auch ein erstarrter Tropfen aus ihrem einst feurigflüssigen Leibe; ihr größtes und ältestes Erzeugnis. Wenn uns auch die Astronomie lehrt, daß seine Oberfläche, ohne Atmosphäre und ohne Wasser, ungeeignet ist, organisches Leben zu gestatten, mag doch des Menschen schwärmender Gedanke nicht gern auf seelische Beziehungen zu verzichten, die er zwischen der Erde und ihrem treuen Trabanten vermutet. Diese kaum geahnten Beziehungen sind's, die im Silberlichte der mondbeschienenen Landschaft ein zauberisches Werk vollbringen. Sie legen uns immer wieder die Frage vor, ob verwandtes Leben uns von da drüben durch glitzernde Ätherwellen grüßt, und ob irgend einer von den Gedanken, die seit Jahrtausenden von der Erde mondwärts geflogen sind, seinen Weg dahin gefunden hat. Ob und von welcher Art ein Verständnis für diese Gedankengrüße da drüben vorhanden ist, können wir nicht ahnen.

Auch abgesehen von diesen Beziehungen zu dem Lichtgeber hat die mondbeschienene Erdenlandschaft etwas Fremdartiges. Verändert werden ja in ihr die gewohnten Farben, verringert die Deutlichkeit der Erscheinungen. Das Auge vermißt jedes energische Rot, Braun, Grün und Gelb und muß sich daran gewöhnen, große Flächen schwarzblauer und silberweißer Eindrücke aufzunehmen und in ihnen feinere Abstufungen zu beobachten. Die Unterscheidung des Näheren und Ferneren, die wir nach den Tagfarben zu bemessen gewohnt sind, wird erschwert. Aber weil trotz alledem unter allem, was die Nacht uns bietet, das Mondenlicht das Menschenfreundlichste ist, hat es stets der Dichtung, längst auch der Landschaftsmalerei ein willkommenes Objekt geboten. Die besten Landschaftskünstler haben aber immer nur gelegentlich, als Versuch, die Mondbeleuchtung in Angriff genommen; und auch dann seltener die tiefe Mondnacht, als die Erscheinung des Mondes in der Dämmerung. Besonders anziehend mußten dabei jene kurzen Augenblicke sein, in denen das schwindende oder beginnende Tageslicht mit dem Mondenlichte sich annäherungsweise das Gleichgewicht hält (Abb. 79).

Ungleich großartiger ist der Gedankenflug, der durch den Anblick des Sternhimmels angeregt wird. Das matte Licht der Sterne in mondloser Nacht läßt die irdische Landschaft vollständig in Finsternis versinken; als schwarzer Schattenriß nur heben sich die Erscheinungen vom dunklen Nachthimmel ab. Um so stärker werden Auge und Gedanke nach den Milliarden funkelnder Weltkörper hingelenkt, die sich in der Himmelswölbung zeigen. Und wir beobachten die bald mehr gedrängte, bald mehr lockere Häufung dieser Lichter an einzelnen Stellen des Gewölbes; die durch ihren Glanz am stärksten aus der Äthertiefe hervorleuchtenden Gestirne, ihre Stellung zueinander und endlich den



Abb. 76. Russische Steppenlandschaft. (Zu Seite 77.)



Abb. 77. Am Waldesrand. Gemälde von Franz Hochmann.
(Zu Seite 78.)

Wechsel dieser Stellung. Die unermeßlichen Entfernungen, die uns von jedem einzelnen dieser Gestirne und dieses wieder von den übrigen trennen, und die aller Begriffe spottenden Zeiträume, in denen sich die Schicksale dieser Welten vollziehen müssen, dehnen die Phantasie, daß sie den reinsten und gewaltigsten Vorstellungen Raum gewährt, einer Ahnung unendlicher Erkenntnis, schrankenloser Weltdurchwanderung.

Versuche, den Gegensatz zwischen der Unendlichkeit des gestirnten Himmels und der begrenzten Nacht der Erdenlandschaft in künstlerischer Darstellung wiederzugeben, sind selten, aber doch manchmal gelungen.

Weit näher liegen unserer Beobachtung und unserem Verständnis die Wolkengebilde. Wenn auch das zu höchst schwebende und Stunden hindurch regungslos und unveränderlich scheinende Meer der Cirrhuswolken uns manchmal fast zweifeln lassen möchte, ob wir noch eine mit irdischen Vorgängen zusammenhängende Bildung vor uns haben, belehren uns die tieferliegenden und durch die Luft hinsegelnden Wolkengebilde deutlich genug über ihre Angehörigkeit zum Luftmeer der Erde. Denn wir sehen sie entstehen, wachsen, sich zerteilen und vergehen.

Die winzigsten Teilchen der in der Luft schwebenden Wasserdünste sind Kügelchen. Diese in unendlicher Menge von der Sonnenwärme aus den Gewässern und der feuchten Landschaft emporgehobenen Dunstkügelchen würden bei stets ruhiger Luft zuerst als Nebelmeer über der Erde und den Wassern liegen und dann entweder als Tau zu Boden fallen oder gerade emporsteigen, sich in der Höhe zu formlos flacher Wolkendecke verdichten und schließlich als Regen wieder zur Erde zurückkehren. Aber zu dem einfachen Vorgange der Hebung und Senkung treten andere Naturkräfte hinzu, um jene wunderbare Mannigfaltigkeit zu schaffen, die der bewölkte Himmel uns zeigt.

Die durchgebildetste und schönste Wolke hat zur Grundform die der zerrissenen Kugel. Es ist die Haufenwolke, der Cumulus (Abb. 80). Wie die festen Weltkörper, den ältesten und mächtigsten Naturgesetzen folgend, Kugelgestalt annahmen, strebt auch die Wolke, sich zur Kugel zu ballen. Aber selbst in ihren vollkommensten Bildungen vermag sie dieses Ziel nicht ganz zu erreichen. Sie bleibt ein geballter, aber immer

wieder zerrissener Haufen von Kugeln, dem die Gewalt eines Mittelpunktes fehlt, der mit seiner Anziehungskraft das Ganze dauernd zusammenhalten könnte.

Wenn die Haufenwolke, der Cumulus, das stärkste Verlangen nach Körperbildung zeigt, ist ihre mustergültige Darstellung wohl auch das schwerste Problem der Landschaftsmalerei, weil es dabei gilt, den ringenden Versuch nach Körperlichkeit mit der durchleuchteten Dünne des Dunsthaufens zu vereinigen. Viel bequemer macht es dem Künstler die Strichwolke, der weithingegossene, viel körperlosere Stratus. Aber auch die Cirrhuswolken, jene zarten Federgebilde, die in den höchsten Regionen des Luftmeeres schweben, stellen wegen ihrer Einfachheit keine starken Anforderungen an die künstlerische Technik.

Während die Strichwolke und die Federwolke nur als etwas Unfertiges oder als zerfließender Rest eines Gewölkes erscheinen, zeigt die Haufenwolke in ihrer vollendetsten Form, als Gewitterwolke, wirklich ein Naturdrama, wenn auch von recht kurzer Dauer. Sie zeigt, in ihrer Entstehung, die zunehmende Spannung in der Atmosphäre bei brütender Sommerglut; dann den halbfertigen körperlichen Klumpen der geballten Dunstmasse; endlich seine Auflösung, die Zerreißung durch Luftströmungen und durch das Eigengewicht des Wassers.

Die Hauptunterschiede der Wolke gehen ineinander über. Im Alto-Cumulus sehen wir eine große Zahl kleiner Haufenwolken, in schön geballten Formen, am Himmel hinziehen und gegen den Horizont zu immer kleiner werden. Es ist das unter den Wolken diejenige, bei der die Horizontalwanderung, der Flug über die Länder hinweg, mit besonderer Deutlichkeit zum Ausdruck kommt. Die Haufenwolke verbindet sich auch nicht selten mit der Schichtenwolke. Dann bringt sie uns die abwechselnde Wirkung jener Kräfte zum Ausdruck, welche die Dunstmassen heben und senken, zusammenballen und in horizontaler Richtung fortbewegen. Die Haufenwolke wie die Schichtenwolke werden zur Regenwolke, wenn sie ihre Wassermassen nach unten entladen. Dann erscheint eine Durchkreuzung von wagerechter und senkrechter Bewegung, die keinen künstlerisch anmutigen Eindruck macht. Regen ist nur ausnahmsweise schön und kann auch im Kunstwerk nur ausnahmsweise reizvoll wiedergegeben werden. Denn der Regen löst eine schönere Naturbildung, die Wolke, die reichere Licht- und Farbenwirkungen zeigt, in gleichförmige senkrechte Wasserfäden auf. Diese sind um so einförmiger, je ausgiebiger der Regen ist. Und nur dort, wo er auf festere Gegenstände niederplätschernd zu fließenden Bächen wird, oder dort, wo er sich als grauer, fallender Schleier von einer sonnigen Umgebung scheidet, mag er auch dem Blick des Laien erfreulich scheinen (Abb. 81 u. 82).

Für den Bewohner des mitteleuropäischen Binnenlandes, der keine Sturmfluten, keine Erdbeben und vulkanischen Ausbrüche kennt, ist die elektrische Entladung die unheimlichste Naturerscheinung, weil in ihr Blendung des Auges und Betäubung des Gehörs zusammenwirken. Die erstere trotz ihrer Augenblickswirkung darzustellen ist der Malerei und Zeichnung oft genug gelungen, weil sich das Bild des zackigen Strahles in der dunklen Wetterwolke dem Auge des Künstlers wie dem des Beschauers tief genug eingeprägt hat. Vielleicht, daß beim Kunstwerk die Beständigkeit des Lichteindruckes das ersetzt, was ihm an feuriger Kraft noch fehlt.

Zu den Lufterscheinungen, die dem landschaftlichen Blicke frühzeitig auffallen mußten, gehört der Regenbogen. Wegen der fremden Farben, die er in das Landschaftsbild bringt und wegen seiner streng geometrischen Form hat er wohl stets etwas Fremdartiges, vermag aber doch anmutig zu wirken, weil er die wiederkehrende Kraft der Sonnenstrahlen nach der Verdüsterung der Luft deutlich zur Erscheinung bringt. Besondere technische Schwierigkeiten bringt seine Darstellung nicht mit sich; nur wird sich der Künstler, der ihn im Landschaftsbilde verwerten will, stets fragen müssen, ob die bunte Farbenlinie nicht störend wirkt; und er wird auch stets bedacht sein müssen, das flüchtige Farbenspiel nicht zu körperhaft und schwer wirken zu lassen (Abb. 81).

Ähnlich wie der Regen wirkt im Landschaftsbilde der Schnee, nur entsprechend frostiger und feindlicher. Die Schönheit des Schnees liegt in den wunderbaren Kristallgebilden der einzelnen Flocken, die aber zum Allervergänglichsten gehören, was die Natur schafft. Sind beim fallenden Schnee die einzelnen Flocken noch deutlich unterscheidbar,

so wirken sie äußerst unruhig und kleinlich; in bildlicher Darstellung haftet ihnen sogar etwas Komik an. Ernster, aber unangenehmer erscheint der Schneefall, wo er zum Gestöber geworden ist, in dem die Masse der treibenden Flocken den einzelnen nicht mehr unterscheiden, sondern das Ganze als einen Versuch der Natur erkennen läßt, die lebendige Erde mit einer Decke weichen Eises zu verhüllen (Abb. 83). Schneegestöber ist winterliche Macht in ihrer feindseligsten Erscheinung; Totengräberarbeit der Natur.

Auch Nebel, Dunst, Staub und Rauch trüben die Atmosphäre. Da sie aber verschiedenen Ursachen entwachsen sind, ist auch ihre landschaftliche Wirkung eine ungleiche. Der reine Nebel, der morgens, abends und zur Nachtzeit in breiten Schwaden über der



Abb. 78. Fischeleintal.
Liebhaberaufnahme von Gustav Schulze in Leipzig. (Zu Seite 78.)

Erde liegt, ist ja nichts anderes, als tiefliegendes Gewölk, das am Morgen durch die Sonnenstrahlen zerstreut zu werden pflegt, um entweder als Tau den Boden zu tränken, oder in höhere Luftschichten emporzusteigen (Abb. 84). Als lose verhüllender Schleier kann er zu den anmutigsten landschaftlichen Erscheinungen gehören, das Auge an die Erfassung zartester Farben- und Schattenunterschiede gewöhnen, reizvolles Spiel von Sonnenlicht und flüchtiger Verhüllung zeigen. Wo er aber dick und schwerfällig wird, Tage hindurch liegen bleibt und nicht mehr nur reiner durchleuchteter Wasserdunst ist, sondern ein Gemenge von Dunst und Rauch und allerlei unbeschreiblichem Körperlichen, das die untere Luftschicht erstickend durchzieht, da wird er zur feindseligen verfinsternden Macht, die dem Menschen das Sonnenlicht raubt, die Lebensfreude vergällt, den Blick verengt und die Pfade verwirrt, auf dem Lande Roß und Wagen in Abgründe wirft und auf der See die Schiffe ineinander rennen läßt, daß sie versinken müssen. Kaum ein anderes Gebilde der Natur ist so geeignet, das Menschenauge zu täuschen und mit

fremdartigen Vorstellungen zu erfüllen. Dem Wanderer auf der Landstraße läßt er Baumstämme, Felsen oder Brunnen als Drachen und Riesen erscheinen; um Berge und Wipfel läßt er seine Fetzen als Gespenster tanzen; selbst die Lichter von Schiffen, Bahnhöfen und Häusern werden in ihm zu spukhaften Trugbildern.

Staub, der die Atmosphäre trübt, ist als aufs feinste zermalmter, vielfach mit Pflanzenresten gemischter Sand, viel schwerer und irdischer, als der Nebel. Er wird auch nicht durch die Sonnenstrahlen aufwärts gehoben, sondern durch Tierhufe, Menschenfüße, Wagenräder und Wind emporgewirbelt. Wo ihn nicht starke Luftströmungen in der Höhe halten, senkt er sich rasch wieder zur Erde nieder, von der er gekommen ist. So sehen wir auf der Landstraße hinter einem rollenden Gefährt, einer Reiterschar oder einer heimkehrenden Herde ein Staubwölkchen (Abb. 85), das sie begleitet und bald verschwindet. Es liegt etwas Symbolisches darin, daß in weiter Landschaft eine Staubspur uns das Herannahen von etwas Lebendigem verkündet und auch noch sichtbar bleibt, wenn das Lebendige unserem Blick wieder verschwand. Wirbelstürme aber lassen auf unseren Landstraßen und auf trockenen Äckern jene Staubsäulen emportanzen und in rasender Hast sich drehen, die in fernen Wüsten zu gigantischen wirbelnden Trichtern anwachsen und als unheimliche gespenstige Säulen zwischen Erde und Wolke hinwandern, selber halb Erde und halb Wolke.

Irdischen Ursprungs ist auch der Rauch, ein Gewölk von Ruß und Asche, feuergeboren. Aus Essen emporsteigend, die vom Menschen oder von Naturkräften geschürt sein können, trübt er den Himmel qualmender und erstickender, als Nebel und Staub es vermögen, und fällt nieder, schwarz und schmutzig. Die großartigsten Rauchwolken läßt die Natur aus den Kesseln ihrer Vulkane emporsteigen. Als im August des Jahres 1883 der in der ostasiatischen Inselflur gelegene Vulkan Krakatau zusammen-



Abb. 79. Mondnacht. Gemälde in der Art des A. van der Neer im Berliner Museum. Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München. (Zu Seite 82.)

brach, in der schrecklichsten vulkanischen Katastrophe, welche die Geschichte verzeichnet, da zeigten sich dann im November jenes Jahres wunderbar leuchtende Hochnebel am Abendhimmel. Die Naturforschung erklärte sie als die allmählich verschwindenden Rauchmassen, die der gewaltige Krakatau bis zu einer Höhe von sechzig Kilometern emporgeschleudert hatte und die schließlich in den Hochregionen der Luft sich ausbreiteten und jenes wundersame Leuchten hervorbrachten, das von anderen auch kosmischen Nebeln oder Meteormassen zugeschrieben ward.



Abb. 80. Landschaft mit Haufenwolken.
Zeichnung von Richard Müller-Loschwitz. (Zu Seite 83.)

Aber auch wo der Mensch nur winzige Fünkchen unbewacht in die Landschaft springen läßt, vermag die Natur Flammenmeere in Wald- und Steppenbränden zu entfachen; sie vermag Rauchwolken aufzuwirbeln, die dann schwer und erstickend über viele Quadratmeilen sich hinlegen. Zu den Rauchwolken der Vulkane, der Wald- und Steppenfeuer gesellen sich dann noch die jener dreihundert Millionen Tonnen Steinkohle, die alljährlich von der arbeitenden Menschheit aus der Erde gegraben und verbrannt werden, jener unberechenbaren Lasten von Holz, die sich in Rauch und Asche verwandeln. Über unseren Riesenstädten und Fabrikdistrikten hängt dieses Gewölk, drückend, dick und undurchsichtig. Rotbraun oder schwärzlich grau, verhüllt es bei Tage den Horizont, daß Türme und Dächer gespensterhaft aus ihm hervorschauen; bei Nacht wird es zum feurigen Schwaden, der, durchleuchtet von rotglühenden Essen oder vom Blau der elektrischen Lichter, Zeugnis gibt von dem hastigen unersättlichen Leben und Ringen, das ihn aufsteigen ließ.

Kaum eine unter den Lufterscheinungen ist dem menschlichen Auge und Gedanken,

der Kunst und der Dichtung so wohltätig und anmutig, als die Dämmerung, jenes halbe Tageslicht, in dem wir kurz vor Tagesanbruch und kurz nach Sonnenuntergang leben, und das bekanntlich nichts anderes ist, als Sonnenstrahlen, die uns nicht auf geradem Wege treffen, sondern von der Luft und von den in ihr schwebenden Dünsten und Wolken auf die Erde geworfen werden. Die Dämmerung bietet mildere Gegensätze von Licht und Schatten, als das Tageslicht; dabei eine unendlich reiche Abstufung feiner Farben und Töne. Und sie ist eine andere, wenn sie als Morgendämmerung die erwachende Landschaft dem Tag entgegenzittern, als wenn sie als Abenddämmerung einen unsichtbaren Schleier um den anderen zwischen Welt und Sonnenlicht hereinsinken



Abb. 81. Regen im Schwarzwalde. Gemälde von Hans Thoma.
Verlag von H. Keller in Frankfurt a. M. (Zu Seite 84.)

läßt; eine andere in jeder Jahreszeit, bei jeder Witterung. Bald läßt sie purpurne oder goldgelbe, bald fahle oder graue Lichter über die Landschaft fallen. Sie bestimmt das Herz zu aufjauchzender Lebenslust oder trübem Frösteln, zu heiterer Ruhe oder zu entsagender Wehmut. Sie vermag zu erfrischen und zu wecken, zu sänftigen und einzuschläfern. Und am glanzvollsten grüßt sie uns aus dem weltfernen Leuchten des schönen Gestirns, das ihr liebster Begleiter ist (Abb. 86).

Noch manche andere Lichterscheinungen zeigen sich am nächtlichen Himmel, die seit undenklichen Zeiten in den Blick und in die Einbildungskraft des Menschengeschlechts ihre Flammenzeichen warfen. In prachtvollem, feierlichem Rot steht bisweilen am Nachthimmel das Nordlicht, bald in breiten Strahlen aufwärts schießend, bald aus ungeheurem Bogen in blutigem Fall herabtriefend. Schräg neigt sich der mächtige Kegel des Tierkreis-Lichtes über den Horizont südlicher Länder. Um Turmkreuze und Mast-



Abb. 82. Hünengrab im Hümmling. Gemälde von Eugen Bracht. (Zu Seite 84 u. 112.)



Abb. 83. Heimkehr von der Treibjagd. Gemälde von Désiré Thomassin. (Zu Seite 85.)

spitzen zuckt in elektrischer Gewitterstimmung das unheimliche Elmsfeuer. In den Wellen des Ozeans leuchtet phosphorischer Glanz, daß die Schiffe Funkenstreifen hinter sich lassen. Alle diese Lichterscheinungen sind für den Maler gewagte Probleme, weil sie sich zu weit vom Durchschnittsgesichte der Landschaft entfernen, so dankbar sie auch dem Dichter und dem Urheber von Reisebeschreibungen sein mögen. Nur auf des Irrlichts täuschende Spukgestalt wollte auch die Malerei nicht verzichten, so wenig wie die Dichtung. Denn das Irrlicht ist für die phantastische Seite des menschlichen Denkens, das ja überall Täuschungen erfährt, etwas so Naheliegendes! Und auch wer niemals eines gesehen hat, glaubt es zu kennen, weil ihm jeder durch die Sommernacht schweifende Johanniskäfer ähnliches vor Augen zaubert (Abb. 87).

Was die Luft mit ihren Erscheinungen über die Landschaft legt und in sie hineinhaucht, ist es zumeist, was wir landschaftliche Stimmung nennen. Nicht als ob die anderen landschaftlichen Elemente nicht auch Stimmung erzeugen könnten. Aber das meiste dabei tun die Wirkungen des Lichtes und seiner mannigfachen Trübungen durch die Luft.

Je einfacher im ganzen die Erscheinung eines Landschaftsbildes ist, um so mehr wird sie durch die über ihm liegende Stimmung verändert. Die schlichteste Heidegegend wird durch die Stimmung ungleich stärker verändert, als die kühnsten Hochgebirgsformen. Ein zerklüfteter Gletscher, der Krater eines Vulkans, eine wilde Felsengasse oder ein schäumender Wasserfall: das sind Bilder, bei denen das Dauernde der Naturgestaltung den Eindruck meistert. Bei einer schlichten Landstraße dagegen, bei einem Wiesenfleck oder ein paar Ackerbreiten, die wir sehen, macht und verändert die Stimmung den ganzen Eindruck. Die Stimmung ist das Veränderliche in der Landschaft; das Dauernde kann ihr zwar unterworfen werden, wirkt aber um so störender auf die Stimmung, je bedeutsamer es hervortritt. Geschaffen wird die Stimmung durch eine Reihe von auf unser Empfinden einwirkenden Gegensätzen, die in der Landschaft zum Ausdruck



Abb. 84. Herbstnebel. Gemälde von Robert Ruß. (Zu Seite 85.)

kommen und die den mannigfachsten Vorgängen der Ablösung, Durchkreuzung, Milderung, Verschärfung und Vermischung zugänglich sind.

Es ist etwas in unserer eigenen Seele, was die landschaftlichen Stimmungen empfängt und auf das, was sie aus ihnen vernimmt, ungesprochene Antwort gibt. Diese empfangende Seite der Menschenseele ist bei den Einzelnen von höchst verschiedener Reizbarkeit, die sie den landschaftlichen Stimmungen entgegenbringt. Es gibt Stimmungen, deren nur die menschliche Seele fähig ist, wie etwa eine großmütige oder andächtige Stimmung. Eine Nebelstimmung oder Regenstimmung ist ausschließlich Sache der Landschaft. Aber eine ganze Reihe von Stimmungen können in der Menschenseele ebensogut wie in der Landschaft ein- und ausziehen. Und selbst das, was rein menschlich ist, kann mit gewissen Zuständen der Landschaft zusammenklingen, durch sie geweckt oder abgeändert, vielleicht ganz zerstört werden. Denn auch der Mensch der Hochkultur hört nicht auf, ein Kind der Natur zu sein. Und gerade, wer sich gewöhnt hat, neben der Natur auch das landschaftliche Kunstwerk mit Aufmerksamkeit zu betrachten, wird durch die Verschiedenheiten beider zum Verständnis der Stimmungen gebracht.

Es gibt eine Reihe von wichtigen Gegensätzen der Stimmung, die auch, wenn man sie nur nennt, dem Laien schon gewisse Vorstellungskreise wecken.

Ein solcher Gegensatz, vielleicht der allerwichtigste, ist der von Bewegung und Ruhe. In die Landschaft wird Bewegung durch alles natürliche Geschehen gebracht: durch den

Sturm, der Wolken durch die Lüfte peitscht, Bäume schüttelt, Halme wogen läßt, Wasserwellen vor sich hertreibt und Staub aufwirbelt; auch durch fließendes oder stürzendes Wasser, durch fallenden Regen oder Schnee.

Der Gegensatz von Licht und Dunkelheit ist der ursprünglichste und gewaltigste, den das menschliche Auge empfängt und dessen eine oder andere Seite die ganze Landschaft oder Teile derselben beherrschen kann. In jedem Landschaftsbilde wird sich ja Licht und Dunkel zugleich zeigen; es fragt sich nur, was vorherrscht, welche Teile der Landschaft vom Lichte, welche vom Dunkel umhüllt sind; ob ein Wachsen des Lichtes oder der Finsternis aus der Landschaft spricht. Wie mannigfach muß der Gesamteindruck werden, je nachdem ein anderes landschaftliches Element in Licht oder Dunkel getaucht erscheint! Wie spielt dieser Gegensatz mit dem ganzen Bilde, je nachdem ein Teil desselben im hellen Sonnenlichte (Abb. 88), ein anderer Teil im Gewitterschatten liegt, je nachdem ein dunkles Netz von Baumgezweig und Laub sich über einen leuchtenden Abendhimmel legt oder umgekehrt von tiefblauem Bergschatten goldschimmernder Herbstwald sich abhebt! Und wie reiche, bald schroffere, bald feinere Übergänge zeigt dieser Gegensatz in den Tönen des Äthers und des Gewölks, des Wassers und des Waldes!

Ein anderer wichtiger Gegensatz ist der von Klarheit und Trübung. Luft und Wasser können mehr oder weniger durchsichtig sein und demnach das, was hinter ihnen liegt, deutlicher erkennen lassen oder verschleiern. Die Schleier aber, die sich vor die entfernteren Bilder ziehen, können hellere oder dunklere, wechselnd-bewegliche oder stetige sein. Jede Verschleierung regt, wenn sie einen gewissen Grad nicht überschreitet, die Phantasie des Beschauers an. Nebel, Regen und Staub, die noch Spuren von Schattenrissen und von Lichtern, Formen und Farben der hinter ihnen liegenden Landschaftsbilder erkennen lassen, können höchst anmutig wirken. Wird aber der Schleier so dicht, daß er gar nichts mehr erkennen läßt, so zeigt er nur mehr einförmige Farbenmeere. Wir wollen nicht in Blindheit wandeln, sei dieselbe nun schwarz, grau, gelb oder weiß. Was dagegen ganz klar sichtbar ist, vermag uns wohl zu erfreuen und zu entzücken, wenn es schön und interessant ist; aber es stellt an unsere Phantasie keine Konstruktionsaufgaben, wie das teilweise Verschleierte. Eine gewisse Verschleierung läßt Kleinliches und Störendes aus dem Landschaftsbilde verschwinden; sie zeigt dasselbe in seinen großen Zügen. Und wo der Künstler sie anwendet, vermag er durch sie am allerfeinsten das-



Abb. 85. Halt! Gemälde von Heinrich Zügel. (Zu Seite 86.)

jenige hervorzuheben, was er uns hauptsächlich zeigen will, und uns dagegen dasjenige zu entrücken, was den von ihm gewollten Eindruck beeinträchtigen könnte.

Die genannten Gegensätze der landschaftlichen Stimmung sind die wichtigsten; aber nicht die einzigen. Wir können auch die Gegensätze von heißer und frostiger, von erwachender und entschlafender Stimmung hinzutretend denken — und noch eine ganze Reihe anderer. Und all diese Gegensätze können sich mischen und sich durchkreuzen. So kann das Ruhige zum Müden werden oder zum Behaglichen, zum Heimlichen oder Beschränkten, zum Gedankenvollen, Insichgekehrten und Träumerischen. Und das Bewegte kann zum Leidenschaftlichen werden, zum Wilderregten und Empörten, zum Schalkhaften und Spielenden. Das Düstere kann das Wesen trüben Ernstes annehmen, geheimnisvollen Rätsels oder verworrenen Grauens, wie sich das Helle steigern kann zum



Abb. 86. Dämmerung.
(Malente am Kellersee.) Ölstudie von Carl Holzapfel. (Zu Seite 88.)

Blendenden und Strahlenden oder abschwächen zu schlichter Heiterkeit. So ist die Fülle der Stimmungen unendlicher Abarten und Schwingungen fähig; ihr Gebiet wird immer reicher, je mehr das Auge sich gewöhnt, Eindrücke zu erfassen und zu vergleichen, sie der Seele zuzuführen und auf deren Regungen einwirken zu lassen (Abb. 89).

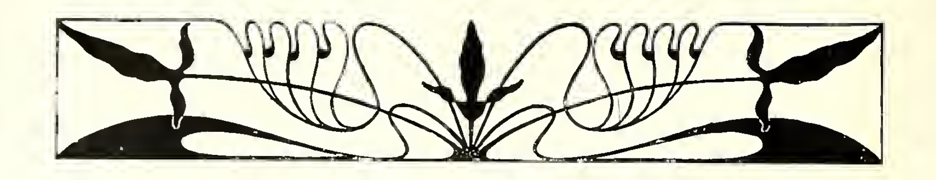
Die Menschenseele kennt Stimmungen, welche die Natur nicht kennt, weil sie nur durch menschliches Erlebnis geweckt werden. Wehmut und Sehnsucht, Wanderlust und Heimatfreude, Hoffnung und Verzagen sind sicherlich rein menschliche Stimmungen; aber in welchem Grade können sie und unzählige andere nicht durch landschaftliche Eindrücke geweckt und bewegt werden, je nachdem uns die Landschaft Untergegangenes und Verlorenes, Unerreichbares oder Greifbares, Sterbendes oder froh Erwachendes zeigt! Die ganze Stufenleiter menschlichen Empfindens, zwischen jauchzender Unsterblichkeit und ewigstarrem Tode sich bewegend, wird beständig angeregt und genährt durch die Landschaft, die durchflutet ist vom Naturereignis und von den Geschichten und Erlebnissen längstvergangener Menschenmillionen, als deren Ausläufer der Einzelne sich fühlt.

Und jedes Stück der Landschaft, jeder Stein und Baum, jede Welle und Wolke kann, für sich oder in Gemeinsamkeit mit anderen Landschaftsteilen, Träger und Wecker der Stimmung werden. Notwendig ist es ja keineswegs, daß alle Teile der Landschaft von gleicher Stimmung beherrscht sind. Der Himmel kann uns Heiteres dichten, während uns Wasser und Gebirge Tragisches erzählen; die ziehenden Wolken können uns unstillbare Sehnsucht in die Seele gießen, während uns gleichzeitig das Ackerfeld oder die Dorfgasse unter ihnen das Profanste schauen lassen. Dieselbe kleine Pflanzengruppe kann uns Abgestorbenes und Aufblühendes weisen.

Es wird von einem hervorragenden Landschaftsmaler erzählt, daß er zwei, von seinem Hausgarten aus sichtbare Strohschober fünfzehnmal malte, weil er sie jedesmal völlig anders sah, und daß jede dieser fünfzehn Feldlandschaften wieder etwas Eigenartiges gewesen sei. Bald zeichneten die Strohschober sich dunkel, bald hell vom Himmel ab; ihre Farbe und ihr Glanz waren verschieden je nach ihrer Nässe oder Trockenheit; ihre Schatten wanderten um sie her je nach der Tageszeit; und das Feld, auf dem sie standen, erschien bald als eine Stätte sonnentriefenden Natursegens, bald als ein Tanzplatz schattenhafter Rätsel. Das Künstlerauge sah und faßte eben alles, was da vorging, mit feinstem Empfinden. Dieses Geschehen, Sein und Verändern in der Landschaft richtig zu sehen: das vermag nur das geschulte Auge. Dem ungeschulten Blick müssen die Gegenstände imponieren, die ihm die Landschaft darbietet; das künstlerisch geübte Auge dagegen freut sich daran, in welchen Farben, Formen und Tönen die landschaftlichen Objekte ihm erscheinen. Das sieht Farben dort, wo anderen keine sind; es sieht Großes im Kleinen und Wunderbares im Alltäglichen; es sieht Veränderung und Bewegung angedeutet, wo Lebloses zu ruhen scheint.

Es hat einen ganz tiefen Grund, daß die Luft mit den sie durchströmenden Licht- und Dunstmassen die Hauptträgerin der landschaftlichen Stimmung ist. Das Luftmeer beherbergt ja das bewegtere Leben über der festen Erdrinde und über den Wasserflächen. Das Luftmeer steht in austauschender Berührung mit den Gewässern; es zieht in den Atmungswerkzeugen der Tier- und Pflanzenwelt aus und ein; an allen Verwitterungsprozessen, die an der Erdoberfläche vor sich gehen, hat es seinen tätigen Anteil. Wie die Erdscholle die schwereren Reste vergangener Menschengeschlechter in sich aufnimmt, so ist es die Luft, welche von diesen Resten die leichteren und flüchtigeren empfängt. Mit solchen Resten sind Luft, Wasser und Erdoberfläche durchtränkt seit den Zeiten, da die ersten Menschengeschlechter ihre Daseinskämpfe zu kämpfen hatten. Wir können uns denken, daß diese Reste nach einer Festhaltung und Klärung ihrer Erinnerungen ringen, nach Berührungen mit Geliebtem und Vertrautem, nach einer erneuenden und verjüngenden Lebenstätigkeit, und daß sie hierzu die naturgesetzlichen Bewegungen des Stoffes benützen, wie der lebendige Mensch dieselben benützt. Das ist das große Geheimnis des Innenlebens der Landschaft, das wir nicht entschleiern können, sondern nur undeutlich zu ahnen vermögen, das aber aus der landschaftlichen Stimmung zu uns spricht.





7. Kapitel.

Tier- und Menschenleben in der Landschaft.

Um sehr viel früher ist die Landschaft von Tieren belebt gewesen, als von Menschen. Trotzdem und obgleich die Zahl der Menschen verschwindend gering ist gegen jene der Tiere, haben die letzteren scheinbar viel weniger vermocht, das Gesicht der Landschaft zu verändern.

Scheinbar. In Wirklichkeit sind diese Veränderungen doch recht bedeutende. Der Laie vermeint, das Tier hinterlasse in der Landschaft wenig mehr, als die flüchtige Spur seiner Zehen. Das ist ganz irrig. Denn mächtige Schichten des Untergrundes unserer heutigen Landschaft bestehen ganz oder zu einem großen Teile aus Tierleichen. Und nicht nur das. Tiere haben auch lebend mitgebaut an der Landschaft. Und wir sehen heute nicht bloß die Inseln und Riffe, die von winzigen Korallentierchen kunstreich aufgerichtet wurden, zum Teile über den Meeresboden emporragen. Auch das Gestein, das wir auf dem Festlande in Gebirgen an den Tag treten sehen, ist zum Teile von Korallen gebaut. Freilich nicht von den winzigen Tierchen allein; denn in ihr Werk hat sich auch das Spiel der Wogen und Stürme gemengt, das die Zwischenräume der Korallenbauten mit Korallensand füllte und so zum dichten Felsen zusammenwachsen ließ, was feines verästeltes Bauwerk war.

Und nicht nur abgestorbene Welten von Tieren haben an der Landschaft mitgestaltet; auch die lebenden Tiergeschlechter tun das noch. Wenn sich frischgepflügte Ackerbreiten vor uns dehnen, denken wir nicht bloß an den Ackerer, der mit seinem Pfluge dahinging, sondern auch an die Tiere, die diesen Pflug gezogen haben (Abb. 91). Wir sehen die Spuren schlanker Vogelzehen im Sande, Hufritt auf den Straßen. So ist es denn nicht zu verwundern, daß wir, je nach dem Charakter der Landschaft, entweder freie Tiere oder Haustiere in ihr zu finden erwarten. Die einen wie die anderen drücken der Landschaft einen besonderen Stempel auf.

Die freien Tiere des Waldes und der Heide verschwinden aus den Kulturländern mehr und mehr. Die Wölfe, noch nach dem dreißigjährigen Kriege eine Landplage Deutschlands, sind in Mitteleuropa fast vertilgt. Die letzten Bärenfamilien haben in den Hochgebirgswüsten Graubündens noch eine Zufluchtsstätte; aber die Zeit ist nahe, in welcher man nicht mehr wissen wird, ob in der westlichen Hälfte unseres Weltteils auch der allerletzte einsame Bär sein Ende gefunden hat. Und auch im Osten Europas wird dies Wild immer seltener. Der edle Steinbock und der Auerochse werden in wenigen hochfürstlichen Jagdgebieten noch gehegt, sonst wären auch sie verschwunden. Auch Hirsche, Rehe, Schwarzwild, der Biber verdanken ihren Fortbestand nur noch jagdrechtlichem Schutz und weidmännischer Pflege.

Immerhin blieb zur Belebung der Landschaft noch die große Masse der größeren und kleineren Nagetiere. Unverwüstlich haust noch in unseren Wäldern das Eichhorn, tummelt sich in Feld und Heide der Hase. Auch einzelne kleinere Raubtierarten, wie Füchse, Marder und Wiesel, scheinen, geschützt durch schlauen Instinkt und große Behendigkeit, der gegen sie andrängenden Kultur hartnäckig standhalten zu wollen (Abb. 90).

Dauernde Zierden der Landschaft blieben auch die Vögel, von denen einzelne geradezu typische Schmuckstücke gewisser landschaftlicher Stimmungen geworden sind — wie uns etwa die aus dem Saatfeld aufsteigende Lerche den lenzhaften Eindruck der Kulturlandschaft erst vervollständigt; wie uns die Krähen und Raben als schwarze Punkte in verschneitem Gelände das Bild des tiefsten Winters noch mit einem kärglichen Leben versehen. Und ähnlich wirken, als mit der Örtlichkeit verwachsen, die schlanken Möven über den Wassern, die trippelnden Bachstelzen an den Ufern; die verschiedenen kleinen geflügelten Heckenbewohner auf Zäunen und Landstraßen, wie der hämmernde Specht in der Einsamkeit des Hochwaldes. Seltener zeigen sich wohl die winzigen Nachkömmlinge vorweltlicher Gigantengeschlechter, die Lurche; aber doch gehört die schimmernde Eidechse als bezeichnendes Kleinleben in das zerklüftete, sonnenwarme Gestein; die Natter zwischen das Wurzelwerk der Bäume; der schwarzäugige Frosch als Insasse in einen grünen Tümpel und der gefleckte Molch, als ein träger verträumter Urweltrest, an die Böschung eines nassen Waldweges. Von dem großen Heere der Insekten wirken auf den landschaftlichen Blick eigentlich nur Schmetterlinge und Libellen, die als losgelöste fliegende Blüten durch das Landschaftsbild gaukeln. Was sonst an Halmen und Blättern hängt, an Sommertagen in unsere Ohren zirpt und im Sande wühlt und wimmelt, ist zu klein, um ein ganzes Landschaftsbild zu vervollständigen; es offenbart sich ja nur dem Beobachter, der zur Erde geneigt seine Aufmerksamkeit gerade auf das Winzige hinlenkt.

All das und noch manches andere ist uns auch in der europäischen Kulturlandschaft geblieben, um den Erdboden als bewegliches Zubehör zu beleben. Die landschaftliche Kunst hat es auch verstanden, selbst die unscheinbareren Gebilde der freien Tierwelt zur Verschärfung und Bereicherung des Eindrucks zu verwenden. Das wird ihr



Abb. 87. Glühwürmchen. Gemälde von Franz Stuck.
Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München. (Zu Seite 89.)



Abb. 88. Erntezeit. Gemälde von Hugo Mühlig. (Zu Seite 91.)

stets gelingen, sobald sie das Tier mit derselben Liebe und Sorgfalt beobachtet, wie die Gebilde der unorganischen Natur und der Pflanzenwelt.

Wenn uns die freien Tiere in der Landschaft als aus derselben hervorgewachsen, als wesentliche Bestandteile derselben erscheinen, so verbinden uns die zahmen Haustiere die Landschaft mit dem Wohnsitz und Arbeitsleben des Menschen. Wie die Lerche und die Saatkrähe zum Inventar des Ackers gehören, so auch das Ochsengespann vor dem Pfluge oder dem Erntewagen. Und zum Inventar des Waldes gehört nicht nur der Hirsch mit dem Geweih, sondern auch der Hund des Jägers; auf die Landstraße nicht bloß der Sperling, sondern auch das Roß des Fuhrmanns. Auf dem Brachfelde sehen wir den flüchtigen Feldhasen als ebenso heimatberechtigt an wie die wollige Schafherde. Nur mit dem einen Unterschiede, daß wir bei den Haustieren stets an die leitende und schützende Hand des Menschen denken, die sie füttert und zähmt und beschäftigt. Wo uns das Haustier in der Landschaft begegnet, gemahnt es uns an die Wirtschaftstätigkeit des Menschen. Nur für die Katze gilt das nicht, die von ihrer Ofenbank aufs Feld hinausgeschlichen ist, um wieder zum Raubtier zu werden.

Wie notwendig das Tier zur Landschaft gehört, zeigt uns die künstlerische Darstellung beider. Zwischen der Tiermalerei und der Landschaftsmalerei sind Übergänge: Darstellungen, bei denen schwer zu entscheiden ist, ob das Hauptgewicht in der Landschaft oder im Tierleben zu suchen ist. Das kommt daher, daß selbst jene Künstler, die das Schwergewicht ihres Schaffens in der sorgfältigsten Charakteristik der Tiere sehen, doch nicht umhin können, auch die Landschaft als Tierheimat mit liebender Sorgfalt zu studieren.

Die Krone aber und der Meister der Landschaft ist der Mensch. Als vollendeter Meister und Herr erscheint er freilich nur in der Kulturlandschaft, wo er den Fels zersprengt und die Ströme bändigt. Anderwärts ist von diesem Meistertum noch weniger zu verspüren. Denn dasselbe setzt zweierlei voraus: vielhundertjähriges Bekanntsein mit der Landschaft und massenhaftes Auftreten in ihr. Ohne diese beiden Bedingungen läßt sie sich vom Menschen nicht meistern, sondern bleibt Herrin über ihn. Sie zwingt ihn, sich ihrer Eigenart anzuschmiegen; zu leben, wie sie es ihm gebietet.

So unterscheiden wir auf den ersten Blick die wilde und die zahme Landschaft, wie wir den unbehauenen Stein vom gemeißelten, den Wildbach vom eingedämmten Flüßchen, das wilde Strauchwerk von der Gartenrose unterscheiden.

Die Einwirkung des Menschen auf die Landschaft war, ohne daß er daran dachte, der Geometrie abgelauscht. Denn der Urmensch begann diese Einwirkung durch die Arbeit an einzelnen Punkten der Erdfläche, wo er seine Hütten baute, seine Höhlen durch Steinwälle gegen die Mitbewohnerschaft von Waldtieren sicherte. Nachdem er sich die Punkte zum Eigentum gemacht, begann er Linien zu ziehen. Diese Linien waren die Fährten des Wildes, denen er folgen lernte, die ersten flüchtigen Pfadspuren, die allmählich zu gebahnten Wegen wurden, mit denen man die Erdfläche überspannte. Dann kam der Erwerb der Flächen daran: erst die tausendjährigen Kämpfe nomadischer Jäger- und Hirtenstämme um Jagdgründe und Weideplätze; dann mit der ersten Beackerung der Erdscholle die Entstehung des Grundeigentums, der Gemeindemarkung, des geschlossenen Staatsgebietes. Und nachdem all das geschehen war und die Landschaft noch nicht als völlig unterworfen sich zeigte, begann der unersättliche Zweihänder auch nach der dritten Dimension hin sich auszudehnen: er baute in die Höhe empor und grub in die Tiefen der Erde hinab, damit er nicht nur eine Fläche sein eigen nenne, sondern eine dicke Schale, die nach oben bis zum Scheitelpunkte der transandinischen Eisenbahnen und dem Montblanc-Observatorium, nach unten bis zur Sohle der tiefsten Bergwerke und den tiefsten Lagen der Unterseekabel reicht.

Nicht in regelmäßiger Aufeinanderfolge geht die Einwirkung des Menschen auf Gestein, Pflanzenwelt, Tierwelt und Wasser von statten. Da ist es vielmehr die Gewalt des Bedürfnisses, die den Menschen zwingt, von den Naturgestaltungen seiner Heimatlandschaft bald die eine, bald die andere zuerst und gründlicher umzuformen und in seinen Dienst zu zwingen. Er nimmt, was er findet, und bemächtigt sich dessen, was ihm zunächst brauchbar erscheint. Wo er eine natürliche Höhle findet, wird sie sein erster Aufenthalt; leicht aufzuschichtende Steintrümmer veranlassen ihn zum Steinbau; wo solches fehlt, greift er zum Holz als Baustoff seiner Hütte; anderwärts errichtet er sich ein Zelt aus Tierfellen. Von den Pflanzen werden diejenigen zuerst Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und Pflege, die ihm Nahrung liefern: Wurzeln oder Beeren, Baumfrüchte oder Ähren. Und unter den Tieren, die seinem Haushalte dienen, sind die ersten wohl jene, die er am leichtesten erhaschen kann; steigende Erfahrung in Jagd und Fischerei lassen ihn dann mehr und mehr nach jenen greifen, die den bedeutendsten und vielseitigsten Nutzen bieten. Das Wasser, das er sich anfangs aus der hohlen Hand zum Trunke schöpft, lernt er zuerst in seinem Laufe regeln, indem er zerstreute Tropfen, die vom Felsen träufeln, in hohler Baumrinde sammelt, daß sie zum Brünnlein werden.

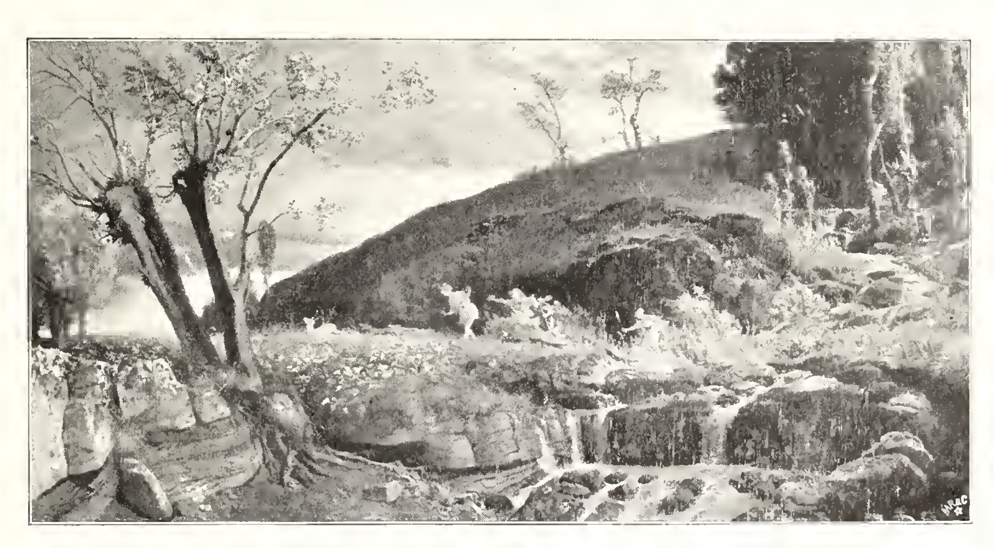


Abb. 89. Diana. Gemälde von Arnold Böcklin.
Verlag der Photographischen Union in München. (Zu Seite 92.)



Abb. 90. Am Waldesrand. Gemälde von A. Thiele.
Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München. (Zu Seite 94.)

So wird ein Bestandteil der Landschaft um den anderen, in verschiedener Zeitfolge, gebändigt, zum Eigentume gemacht, in den Dienst des Menschen gezwungen.

In den am dichtesten bevölkerten Teilen Europas, wie etwa im Königreich Sachsen, im nordwestlichen Belgien, in den englischen und französischen Industriebezirken und anderwärts ist es ein Kunststück, eine Landschaft zu finden, wo der Blick, soweit er auch in der Runde schweift, keine Spur von menschlichem Wirken fände. Da wird er überall entweder auf eine ferne Rauchsäule stoßen, auf die Baumreihe einer Landstraße, einen Fabrikschlot oder ein paar Dächer. Vor allem wird der Boden überall die Spuren der Benutzung zeigen. Anders dort, wo die Bevölkerung spärlicher ist. In den Dünenlandschaften der Ostsee, in der Lüneburger Heide oder in der Eifel, im böhmisch-bayerischen Waldgebirge oder in den Alpen braucht man sich oft nur wenige Schritte vom gebahnten Wege zu entfernen, um sofort ein Landschaftsbild um sich her zu erblicken, das keine Spur menschlichen Besitzes und menschlicher Arbeit erkennen läßt. Wildwachsendes Buschwerk, hinter welchem sich höhere Waldbäume erheben; Sand- oder Heidehügel, die den Horizont versperren; ein Bachtälchen mit völlig ungeregeltem Kiesbett: solche Landschaften ohne jegliches Menschenwerk, die aussehen, als wären sie vor dreitausend Jahren auch nicht anders gewesen, als wäre nie ein Menschenfuß durch sie geschritten, kann man auch in Mitteleuropa genug finden.



Abb. 91. Der rote Acker. Gemälde von Eugen Bracht. (Zu Seite 94.)

Unter den menschlichen Ansiedelungen erscheinen stets die vereinzelten am meisten aus der Natur der Landschaft hervorgewachsen. Nicht nur, weil sie sich in ihrer Lage am meisten den Bedingungen des Geländes anschmiegen, sondern weil auch ihr Baumaterial um so mehr der nächsten Umgebung entnommen ist, je urwüchsiger die Zustände sind. In waldreichen Gegenden herrscht heute noch der Holzbau (Abb. 92); und wer durch Alpenforste wandert, findet manche Hütte, in der nicht ein einziger eiserner Nagel steckt. Auf lehmigem Boden baut man aus Lehm und deckt mit Stroh; die höchstgelegenen Schäferhütten im Gebirge, wo der Baumwuchs zu Ende ist, sind fast nur aus Stein und unterscheiden sich, aus der Ferne gesehen, kaum von den Geröllhalden, zwischen denen sie liegen. Die Bewohner der nordchinesischen Provinzen bauen vielfach ihre Wohnungen in den Löß ein, jene riesig mächtige Schicht von sandigem Lehm, der dort die Erdoberfläche bedeckt. In höchst ausgedehnten Landschaften Ostasiens baut man aus Bambusrohr; an den Ufern der Salzseen in Hochasien aus Schilf. Und die Nomadenvölker in den Steppen, wo alles Baumaterial fehlt, führen ihre Zelte mit sich. So wächst in jeder Landschaft die einfachste Menschenwohnung aus dem gegebenen Boden, bis hinauf in den höchsten Norden, wo nur mehr die aus der Schneehöhle aufsteigende Rauchsäule den elenden Wohnsitz der Eskimofamilie verkündet.

Was der Griffel des Künstlers, wenn er uns die Einzelnansiedelung in die Landschaft stellt, durch dieselbe zum Ausdruck bringen kann: das sind sowohl die mannigfachen Lebensverhältnisse, die sich innerhalb der Mauern abspielen können, als auch die Beziehungen zur Landschaft und zu den näheren oder ferneren Nachbarn. Ob Friede oder Zwietracht unter dem Dache wohnen, ist freilich schwer zu erkennen, aber die über der Landschaft liegende Stimmung zwingt uns, das eine oder das andere zu vermuten. Deutlicher machen sich die Unterschiede von Wohlstand und Armut, Ordnung und Zerrüttung, nachbarlichem Zusammenleben und völliger Weltabgeschlossenheit bemerkbar. Die Lage und Umgebung der Ansiedelung zwingt uns, an bestimmte Lebensformen der In-



Abb. 92. Berner-Haus bei Grindelwald.
Nach einer Photographie von Gebr. Wehrli in Kilchberg.



Abb. 93. Kühdorf. Gemälde von Carl Ludwig.

wohner zu glauben; und alle die landschaftlichen Elemente umher verbreiten entweder den Hauch trauriger Langweile oder zufriedenen Behagens, sprossender Lebensfreude oder hoffnungslosen Niederganges. Und alles das braucht nicht etwa deutlich nachgewiesen, sondern nur traumhaft empfunden zu sein, um aus den Gedanken des Künstlers in die des Beschauers überzugehen. Dem letzteren weisen dazu Lichtblicke und Schattentiefen, die dies oder jenes hervortreten lassen oder verdunkeln, den Gedankenpfad.

Gesteigert und kombiniert finden sich diese Eindrücke, wo nicht mehr bloß Einzelansiedelungen, sondern ganze Dörfer uns entgegentreten. Das Dorf in der Landschaft erweckt ja immer die Gedanken an nachbarliche Beziehungen, an geregeltes Zusammenleben von Menschen; an einen höheren Grad von Bemeisterung der Natur, als er bei der Einzelansiedelung zu vermuten ist (Abb. 93). Und dieses Bewußtsein überkommt den Beschauer, ob er nun aus der Ferne den Dorfkirchturm über die Dächer aufragen sieht, oder ob er unmittelbar in die Dorfgasse mit ihrem Kleinleben schaut (Abb. 94 u. 99). Das Dorf in der Ferne grüßt uns als kleinstes politisches Gemeinwesen, das ein umgrenztes landschaftliches Gebiet, die Gemeindemarkung, sein eigen nennt, sie beherrscht und auf ihr wirtschaftet; und gerade aus der Entfernung erhalten wir den Überblick über den wirtschaftlichen Charakter dieser Flur; wir werden klar darüber, ob wir ein weltentlegenes Waldbauerndorf vor uns haben, ob Getreidebau und Viehzucht, Gartenkultur oder trauriges Torfmoor den Menschen, die da hausen, Grundlagen des Wohlstandes und der Lebensfreude oder nur harter Arbeit bieten; ob enge Umwallung ihren Gesichtskreis beschränkt oder freier Ausblick ihn erweitert. Und selbst das Dorf in verschneiter Winternacht redet von nachbarlichem Leben.

Wenn die bäuerlichen Ansiedelungen und die Dörfer die Landschaft mit jenem Menschenleben bevölkern, das unmittelbar vom Boden sich nährt, an der Scholle klebt und auch sein geistiges Dasein um die Scholle kreisen läßt, so drücken Burgen und Schlösser der Landschaft, in der sie erscheinen, immer einen Stempel der Romantik auf. So wohlfeil derselbe auch zu haben ist, verfehlt er doch nur selten seine Wirkung. Und so oft er auch dagewesen ist, läßt sich seine Wirkung immer noch zur Meisterschaft



Abb. 94. Ostermorgen. Gemälde von Paul Hey. (Zu Seite 101.)

steigern. Denn fesselnder ist für den Gedanken allemal ein Mauerwerk, an dem künstlerische Phantasie mitgebaut hat und um das die Erinnerungen von Menschen geistern, die an Bildung und Macht über der fronenden Menge standen. Nicht als ob wir von der Landschaft Geschichten erzählt wissen wollten. Aber schon die bloßen Formen aller schloßartigen Bauten, selbst wo sie nur als loser Schattenriß durch Nacht und Nebel schimmern, fallen dem Blick stärker auf; es sind energische Unterbrechungen des Horizontes; es zeigt sich ein mächtigeres Emporwachsen des Menschenwerkes aus dem Erdboden. Die Landschaft erhält einen Hauch vom Geschichtlichen, auch wo uns die Gründer und die einstigen und heutigen Bewohner solcher Bauten völlig fremd sind. Aber dieser Hauch soll nicht von bestimmten Jahreszahlen, Ereignissen und Familiennamen reden, sondern nur dichten (Abb. 95).

Eine ähnliche Stellung behaupten in der Landschaft Kirchen und Klöster, die, mögen sie nun erhalten oder zerfallen sein, immer als die Stätten erscheinen, von denen religiöses Empfinden und religiöse Kultur in den Umkreis der Landschaft hinausdrangen. Die höchste landschaftliche Wirkung erzielen solche Bauten als Ruinen, weil sie in diesem Zustande die Rückkehr alles Menschenwerkes, selbst des heiligsten, in die Natur versinnlichen (Abb. 97). Am bekanntesten sind wegen ihrer landschaftlichen Schönheit die Trümmerreste englischer Abteien und Kathedralen geworden, durch deren edelgeschwungene gotische Fensterbogen, mit dem Mondlichte zugleich, verklungener Glockenklang und Orgelton in den Luftwellen schwimmt.

Kirchen und Klöster, Burgen und Schlösser waren die Lieblingsgegenstände jener Architekturmalerei, die um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts mit großer Sorgfalt und genauer perspektivischen Kenntnis heiliges und profanes Bauwerk wiederzugeben sich befliß. Diese Art von Malerei überläßt man heute den Architekten, mit Recht. Ihnen gehört sie. Dem Landschaftsmaler soll das Bauwerk nicht als konstruktiver, sondern nur als malerischer Vorwurf dienen. Ihm ist darum auch jedes Mauerwerk um so malerischer, je rissiger und zerbröckelter es ist; je mehr es in der Landschaft bloß als Silhouette oder als Farbengemälde erscheint (Abb. 96). Der malerische Eindruck tritt zurück, je mehr der Eindruck konstruktiver Kunst hervortritt.

So können auch Städtebilder malerisch und selbst landschaftlich wirken. Malerisch können sie wirken, sobald nicht regelmäßige und gleichförmige Eindrücke vorherrschen. Die eleganten und wohlgebauten Hauptstraßen unserer modernen Städte wirken malerisch nur bei Nacht und Nebel. Bei hellem Tageslichte dagegen können Stadtszenerien nur malerisch wirken, wenn sie eine Mannigfaltigkeit und Ungleichheit der Bauformen aufweisen, wie sie sich in allen älteren Städten und Stadtteilen finden. Zur landschaftlichen Wirkung eines Städtebildes gehört noch mehr: ein Hereindringen landschaftlicher Elemente, des

Wassers und der Bäume in die Häuserzeilen. Mit Hilfe dieser Elemente aber können sich in allen Städten, selbst in den gemütlosesten Fabrikstädten, einzelne oder selbst eine Reihe von landschaftlichen Eindrücken bieten. Sie sieht man an der Themse in London, wie an der Seine zu Paris, an den Berliner Spree-Ufern wie an den Ringstraßen Wiens. Noch viel mehr natürlich in Städten, die durch ihre landschaftliche Schönheit so berühmt sind, wie etwa Stockholm und Lissabon, Edinburgh und Prag, Rom und Neapel, Konstantinopel und die niederländischen Städte, Genua und Venedig und viele andere. Die schönsten Städtebilder in den Großstädten erschließen sich stets an den Flußufern. Da eröffnen sich, stromauf oder stromabwärts, Ausblicke, deren fernere Schattenrisse in Dunst und Qualm verdämmern; da zeigt sich mitunter der Aufbau höherer Stadtteile; da mischen sich mit den Häuserfronten auch Baumreihen, die verschiedenen Bauformen der Brücken, die breiten Flächen von Kaimauern, die Masten der auf den Flüssen liegenden Schiffe; alles überragt von Türmen und Kaminen. Und selbst die trüben Fluten der städtischen Flüsse spiegeln diese Bilder noch und lassen blitzende Lichtstreifen zwischen den Steinmassen erglänzen. Wenn dann, umflort vom heißen Atemdunste des Großstadtlebens, einzelne ragende Häusergruppen hervortreten, andere zurückschwinden; wenn im Frühlicht oder im Abendscheine die gelben, roten und blaugrünen Töne des Äthers von gerade aufsteigenden oder schräg hinqualmenden Rauchsäulen durchzogen werden, können sich selbst mitten in der Großstadt Bilder von packendem, landschaftlichem Reize gestalten (Abb. 98). Solche Bilder bringen uns zum Bewußtsein, wie das Leben der Hunderttausende, das unter diesen Dächern und in diesen Gassen stöhnt und rasselt und hastet und keucht, ein vielgliedriges Ungeheuer ward, das sich mit seinem gigantischen Steingehäuse in die Landschaft gelagert hat, um jeden Morgen schweratmend zu erwachen und jeden Abend seine Riesenbewegungen langsam entschlafen zu lassen.



Abb. 95. Überfahrt am Schreckenstein. Gemälde von Ludwig Richter.
Nach einer Photographie von F. & O. Brockmanns Nachf. R. Tamme in Dresden. (Zu Seite 102.)

Wie ganz anders ist der landschaftliche Eindruck jener vom Hauch des Jahrhunderts fast unberührt gebliebenen Kleinstädte, wo noch das Grün der Wiesen und der Obstgärten bis ins Herz der Ortschaft vordringt; wo der Himmel noch ungetrübt ist vom Qualm ragender Essen; wo der Ellenbogenraum noch so wohlfeil ist, daß zweckloses Mauerwerk, malerische Schuppen und wildwachsendes Buschwerk sich ausbreiten können! Wo die Gäßchen krumm und winkelig sind und ab und zu plötzlich in gewundene Steintreppen sich verwandeln! An den Flußufern auf grünem Rasenteppich hantieren Wäscherinnen; breitstirnige Rinder wandeln durch die grobgepflasterte Hauptstraße. Von der schlichten Holzbrücke, die über dem Fluß hängt, sieht man weit hinaus in das Gelände, nach Hügeln, über deren Rücken sich Pappelalleen hinziehen, wo Wald und Kornfeld abwechseln. Und innerhalb des Städtchens selber liegt jedes Haus in einem Stück Landschaft; über jedes Dach ragen Baumkronen; in jedem Winkel nicken Büsche; aus jeder Ritze des Mauerwerks sprossen Gras und Blumen. Und die einzelnen Häuser haben gutmütige beschränkte Gesichter, Gesichter mit hundertjährigen Falten. Aber jedes einzelne dieser Häuser ist eine Heimat, keine Mietkaserne (Abb. 99).

In der Kulturlandschaft zeigen sich überall die Spuren menschlicher Arbeit. Diese kämpft mit der Natur einen bald ruhigen und gemächlichen, bald hastigen und erbitterten Kampf. Wo der Mensch in diesem Kampfe Sieger geblieben ist, drückt er der Landschaft sein Arbeitszeichen auf. Aber nicht für ewig vermag er das. Rasch wächst die Landschaft wieder über dieses Zeichen herein; sie rüttelt daran, verwäscht es und überkleidet es mit Moos. Und nicht nur den Spuren der Arbeit, auch den Spuren der Liebe und des Glaubens, die der Mensch in die Landschaft zeichnet, ergeht es ebenso.

Die Spuren der Arbeit sind viel zahlreicher. Wir begegnen ihnen im tiefsten Walde, wo nicht bloß der noch erkennbare Pfad an den Menschen erinnert, sondern auch da und dort ein gefällter Baum, ein aufgeklafterter Haufen Scheitholz, ein Grenzzeichen oder ein verbauter Wildbach. Wo die Landschaftsmalerei solche Zeichen sehen läßt, tut sie es, um den Wald nicht als niebetretenen Urwald erscheinen zu lassen, um der Landschaft einen menschlicheren und freundlicheren Zug zu verleihen. Deshalb belebt sie dieselbe auch mit dem einsamen Jäger, mit dem Holzschläger, der seine blanke Axt geschultert trägt, oder mit einem armen Weibe, das ein Reisigbündel dahinschleppt. Das ist die menschliche Nutzung des Waldes.

In die Einsamkeit verwiesen wie das Leben der Waldleute ist auch jenes des Hirtenvolkes. Seine Einsamkeit ist aber die offenere und freundlichere der grünen Weideländereien; und die Gestalten des Schafhirten auf der stillen Landstraße mit seinen wolligen Schutzbefohlenen und seinem klugen Hunde, des Pferdehirten in der ungarischen Tiefebene, der Sennerin mit ihren Kühen auf sonniger Alm, und des Gänsemädels mit seiner schnatternden Schar auf der Bachwiese sind seit Jahrhunderten Lieblinge der Landschaftsmalerei und des Märchens, des Volksliedes und der Sage geworden (Abb. 100). Ein festes Band verbindet das Dasein der Pflanzenwelt, der Tiere und der Menschen in diesem Lebenskreise, das sich von selber der Beobachtung und der künstlerischen Darstellung aufdrängt. Des Hirten eigentliche Heimat ist unter dem blauen Himmelsdach, das Feld seiner Arbeit der grüne freiwachsende Rasen. Mit seinen Tieren zusammen erlebt er Sonnenschein und Gewittersturm. Dieses Erlebnis und der Blick in die traumhafte Ferne des offenen Landes, der die Gedanken so weit schweifen läßt, als die Wolken fliegen und die Sterne schimmern, sind die beherrschenden Züge jener Landschaft, in der Hirt und Herde sich umtreiben. Freiheit und Fernblick, wandernde Tiere und Gedanken!

Erst wo der Mensch den Acker bebaut, fängt er an, die Landschaft gründlich umzugestalten. Geradlinig und rechtwinkelig abgegrenzte Flächen, braune, grüne und goldgelbe Ackerbreiten zeichnen sich in die Landschaft ein; zwischen ihnen und als ihr grüner Hintergrund die noch der Weide und dem Waldwuchs überlassenen Bodenteile. Mannigfaltigeres und mühsameres Arbeitsleben rührt sich auf dem Ackerfelde, als auf der Herdentrift. Deren Freiheit ist verloren gegangen, an ihre Stelle trat überdachtes Schaffen. Aber noch beherrscht die Natur das Landschaftsgebiet, indem sie den



Abb. 96. Meyers Gang in Lübeck. Gemälde von Gotthard Kuehl.
(Zu Seite 102.)

Menschen zwingt, sich nach ihren Gesetzen zu richten. Und im Wechsel des Jahreslaufes sehen wir auf demselben Felde als Erstes das arbeitende Pfluggespann mit seinem Lenker erscheinen. Ist die Furche gezogen, so schreitet derselbe Mensch als Säemann über sie hin. Dann folgen Monate, in denen es zu sprossen beginnt; die Scholle wird grün; die Menschenarbeit wird durch Naturarbeit abgelöst und erscheint in der Landschaft erst wieder, wenn es gilt, die Ernte zu sammeln. Da wird die Arbeit zur geselligen; im wogenden Getreidefelde erscheinen Reihen von Menschen, die blinkenden Sensen zu schwingen und die Garben zu binden (vgl. Abb. 101). Und wenn es endlich gilt, die Erntewagen aufzufüllen und heimzuleiten, wird die Arbeit zum reichbewegten bunten Bilde, das wie kaum ein anderes das vollendete Zusammenwirken von Natur- und Menschentätigkeit in segenspendendem Einklang zeigt. Kein Bild vermag die Fülle landschaftlichen Lebens froher zusammenzudrängen, als das Erntebild im Getreidefelde. Ihm kommt an Heiterkeit und Farbenreichtum wohl noch die Traubenlese im Weinberge gleich; die Ernten aller anderen Feldfrüchte stehen dagegen an malerischen Eindrücken wie an Kulturgehalt weit zurück.



Abb. 97. Klosterruine Walkenried.
Nach einer Photographie von Fr. Rose in Wernigerode. (Zu Seite 102.)

Mannigfaltiger und technisch feiner entwickelt zeigen sich die Arbeiten der Gartenkultur. Im Nutzgarten aber tut die weitergetriebene Ordnung des Pflanzenbaues seiner landschaftlichen Schönheit Eintrag; die Natur ist hier noch weit stärker eingeengt, diszipliniert, in Reihen gebannt und an Stangen gebunden. Nur einzelne Arten von Gartenfrüchten vermögen durch ihre zierlichen Formen und ihren Farbenreichtum die Pracht eines wallenden Getreidefeldes noch zu übertreffen; niemals aber ist die Arbeit und das Arbeitswerkzeug, das an ihnen tätig wird, von solch malerischer Wirkung und symbolischem Inhalt, wie beim Ackerbau.

Die Zier- und Landschaftsgärtnerei dagegen vermag die feinsten Schönheiten des Pflanzenlebens zu pflegen. Sie entfaltet jene Tätigkeit des Menschen, die nur darauf gerichtet ist, die Naturschönheit, soweit sie durch die Pflanze getragen ist, zu verstehen, nachzubilden und durch maßvolle und liebende Arbeit noch zu edlerer Entwickelung zu führen.

Seltsame Wandlungen und auch Verirrungen des landschaftlichen Verständnisses sind es, die uns die Gartenkunst der verschiedenen Zeitalter und Völker vorführt. Daß schon im grauen asiatischen Altertume die Gartenkunst in hoher Blüte stand, beweist die dunkle Kunde von den hängenden Gärten der Semiramis. Arme Königin, der die neuere Altertumsforschung nicht bloß ihre duftigen Gärten, sondern sogar ihre eigene geschichtliche Existenz streitig machen möchte! Die hängenden Gärten waren ohne Zweifel terrassenförmig übereinander gelagert. Bei den Assyrern scheint wie bei den Hebräern, Phöniziern und Ägyptern die Geometrie das entscheidende Wort in der Gartenkunst gesprochen zu haben (Abb. 102). Natürlicher waren wohl die „Paradiese" der Perser, unseren heutigen Parkanlagen ähnlicher. Die hellenische Landschaft war so schön, daß sie eine besondere Pflege der Gartenkunst überflüssig erscheinen ließ. Trotzdem erwähnt schon Homer den Garten des Königs Alkinous, eine Anlage für Obstbäume, Weinstöcke und andere Nutzpflanzen. Glänzend entwickelt sich dann die Gartenkunst in der römischen Republik und steigert sich zum großartigsten Luxus während der Kaiserzeit. Da entstehen die kleineren Hausgärten — Peristyle — der römischen Städte neben größeren Volksgärten; als prächtigste Werke aber die mit den Villen der reichen Römer verbundenen Gärten, in denen neben Blumenbeeten Alleen von Pinien und Cypressen, Säulengänge und Terrassentreppen, weiße Marmorbilder, vergoldete Götter, Käfige mit seltenen Vögeln, Lauben mit Blumenampeln und künstliche Teiche und Springbrunnen entzückende Märchengefilde schaffen, die einen besonders großen Zug erhalten, wo die Villen am Meeresufer liegen und durch die Pracht der südlichen Natur das Tyrrhenische Meer hereinleuchtet. Byzantinische Prunkliebe läßt im oströmischen Reiche diese Gartenkunst noch lange fortleben. Berühmt ward die Gartenkunst der arabischen Kalifen zu Alexandria, jene der Maurenfürsten in Südspanien.

In der karolingischen Zeit beginnen die Klöster die Pflege des Gartenbaues wieder aufzunehmen; aber weniger von landschaftlichen Gesichtspunkten, als von denen des praktischen Nutzens ausgehend. Aber auch die bloße Nutzgärtnerei sah sich doch schon frühzeitig veranlaßt, ein paar landschaftlich wirksame Aufgaben zu pflegen: die Sorge für ein paar schattenspendende Baumgruppen und für offene, wasserreiche Brunnen.



Abb. 98. Straßburg. Gemälde im Reichstagsgebäude von G. Schönleber. (Zu Seite 103.)



Abb. 99. Alte Stadt. Gemälde von August Kühles. (Zu Seite 101 u. 101.)

Während des Mittelalters blieb es bei diesen klösterlichen Gärten. Reichere Fürsten legten wohl auch neben ihren Schlössern Gärten an, während die kleinen Gärtchen in den Burgen des Adels und innerhalb der Mauern der Städte zu beschränkt waren, um künstlerischen Fortschritten Spielraum zu gestatten.

Die Baumeister der Renaissance aber waren einsichtsvoll genug, auch die Gartenkunst in den Kreis ihrer Aufgaben zu ziehen und, nach geometrischen Grundsätzen, Anlagen ihren Palästen anzugliedern, römischen Vorbildern folgend. Architektonisches Streben ließ dabei die natürliche Bodengestaltung in Terrassen verwandeln und diese mit Balustraden und Treppen, mit prächtigen Brunnen, künstlichen Kaskaden, Blumenvasen und Statuen verzieren. War Raum genug geboten, so erweiterten die Anlage geradlinige Alleen und Laubgänge, auch wieder mit weißen Statuen geschmückt; und wenn sich am Ende des Gartens eine aussichtgebende Erhöhung bot, krönte man sie mit einem kleinen Tempelbau (Abb. 103).

Die folgende Barockzeit und das Rokoko verwandelten die geraden Linien der Gärten in gewundene Wege, führten beschnittene Taxushecken und Muschelgrotten ein und strebten nach einer Verwertung des Wassers zur Belebung der Gärten. Prachtvoller wurden die Springbrunnen und Kaskaden; man erfand künstliche Höhlen mit neckischen Wasserstrahlen, die urplötzlich den Besucher benetzten. Die Teppichgärtnerei hatte schon in den Anlagen der Renaissancezeit ihren Anfang gefunden.

Ein Umschwung der Gartenkunst von architektonischen zu landschaftlichen Gesichtspunkten nahm von England seinen Ausgang und verbreitete sich rasch in der zweiten



Abb. 100. Aufstieg auf die Alm. Gemälde von Anton Braith.
(Zu Seite 104.)

Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts über die Kulturländer. Man fand wieder Freude an natürlichen Grasflächen und Baumgruppen. Das steigerte sich im achtzehnten Jahrhundert. Nun gewannen die Gärten ein ganz anderes Aussehen. An die Stelle der Blumenbeete trat grüner Rasen; die geschnittenen Taxuswände wurden durch freie Baumgruppen ersetzt, die kunstvoll umrandeten Brunnen durch natürlich aussehende Weiher, Wasserfälle und Bäche, die Terrassenbauten durch Rasenhügel mit Felstrümmern, die griechischen Tempel durch Rindenhüttchen und rohgebaute Einsiedeleien. Auch die Rückkehr zur Natur ward schließlich zur Spielerei und zur Mode.

Die neueste Gartenkunst sucht aus den verschiedenen Gartenstilen für jeden einzelnen Fall dasjenige hervor, was nach dem gebotenen Raume, nach der benachbarten Architektur und nach anderen zwingenden Verhältnissen als das Anmutigste erscheint. In den großen, rasch wachsenden Städten ist ihr durch die zunehmende Raumverengung der Spielraum klein geworden; da vermag sie nur in öffentlichen Gärten noch großartigere Leistungen zu planen und durchzuführen. Diese aber müssen ein unverrücktes Ziel der Stadtverwaltungen unserer Großstädte bleiben, deren Häusermeere nur dann ein menschenwürdiges Dasein bieten können, wenn sie überall mit Grün durchsetzt sind. Und eine weitere Aufgabe der fortschreitenden Kultur muß es werden, dem Gartenbau, für Nutz- und Ziergärten, auch auf dem Lande immer weitere Ausdehnung und höhere Vervollkommnung zu schaffen. Und die edle Sitte, immer wieder Bäume zu pflanzen, alle freien Plätze, alle Straßen, alle Ansiedelungen in Bestandteile eines großen Naturparkes zu verwandeln, sollte von jedem freien, denkenden und gemütvollen Volke und seinen Lenkern als eine heilige nationale Pflicht angesehen werden.

Ganz besondere Bedeutung im Landschaftsbilde haben Wege aller Art mit ihrem Zubehör. Schon die bescheidenste Spur eines gebahnten Weges gibt Zeugnis, wenn auch noch nicht von der Beherrschung der Landschaft durch den Menschen, so doch von seiner Anwesenheit, mit der ein Anfang zur Beherrschung gemacht ist. Von pfadfinderischer Erfahrung und Kühnheit erzählen jene Wegspuren, die sich in tiefem Walddickicht, im

Geklipp des Hochgebirges oder in menschenleeren Schneewüsten zeigen. Sie erinnern an die Urzeiten der Menschheit. Solche Wegspuren regen die Phantasie um so seltsamer an, je mehr sie den Beschauer in Ungewißheit über ihre Ziele lassen. Es gibt ja Wege in Wald und Wildnis, von denen man nicht weiß, ob sie überhaupt jemals wieder zu menschlichen Wohnstätten führen, ob sie nicht an einer gänzlich verfallenen und unbewohnten Köhlerhütte oder Sennhütte oder am Steilrand einer Felsschlucht enden, deren Steg zertrümmert in der Tiefe liegt. Aber auch abgesehen von solchen Wegrätseln zwingt ja jeder Weg dazu, über das Landschaftsbild hinaus, nach vorwärts zu denken. Er veranlaßt die Einbildungskraft des Wanderers dazu, neben der gegenwärtigen Landschaft sich noch andere Bilder zu konstruieren, die ihn erwarten.

Die Symbolik der Wege wird stark verändert durch die Unterschiede der technischen Vollkommenheit. Sorgsam ausgeführte und erhaltene Stege, Geländer, Wegweiser und Meilensteine zeugen von jener waltenden Fürsorge, die einst die germanische Göttersage Wotan dem Wegwalt zuschrieb, während sie im Kulturstaat behördlicher Weisheit überlassen ist. Die Beherrschung der Landschaft, auch wo letztere noch Wildnis ist, zeigt sich in der Kunststraße, wo der Gegensatz von menschlicher Baukunst und den bauenden und zerstörenden Arbeiten der Natur hervortritt, mit besonderer Schärfe in den kühnen Schlangenlinien der Hochalpenstraßen. Die malerisch wirksamsten Teile der Wege und Straßen sind immer die Stege und Brücken, die das belebende Element des Wassers mit dem Wege kreuzen, Unterbrechungen des Geländes zeigen und selbst als Bauwerk malerisch wirksam sein können. Dieser Wirksamkeit tut leider die zunehmende Eisenkonstruktion der Brücken Eintrag. Hölzerne und steinerne Brücken sind dem landschaftlichen Blicke sympathischer, weil ihr Material mehr aus der Landschaft herausgewachsen ist, weil ihre Formen einfacher, natürlicher und verständlicher sind. Die schönsten Brücken sind stets die ungangbarsten: unbehauene Baumstämme und Felsen. Malerische Bereicherung erhalten Straßen durch Gräben und Felssprengungen, durch rohe Geländer und Hecken; und nicht zum mindesten durch Alleen. Diese haben das Anmutige, nicht nur das einförmige Straßenbild durch die Bäume und deren Schatten zu beleben, sondern auch in Weiten, wo die Straße selbst verschwindet, ihren Verlauf anzudeuten und zugleich durch die mehr und mehr sich verkürzenden Bäume ein Maß der Entfernungen zu lehren. Sie locken den Blick an ein rätselhaftes Ende.



Abb. 101. Beim Mähen. Ölstudie von Hugo Mühlig. (Zu Seite 105.)

Die modernsten Gestaltungen der Wegbaukunst, die Eisenbahnen und die Telegraphenleitungen, zeigen den vollendeten Sieg des Menschen über die Unebenheiten der Erdrinde und über die Entfernungen. Aber damit beseitigen sie zwei der größten Reize der Landschaft. Einschnitte, Dämme und Viadukte der Bahnen ziehen gerade Linien durch die Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung; und die Telegraphendrähte spinnen ihre Fäden meist recht unschön durch die Luft. Doch selbst diese Dinge können durch die Stimmung der Landschaft, in der sie erscheinen, erträglich und anmutig gemacht werden. Und sogar die rollende Lokomotive mit ihrer Rauchwolke und ihren Feueraugen (Abb. 104).

Zu den landschaftlich reizvollsten Leistungen menschlicher Verkehrsbaukunst zählen die Schiffahrtskanäle, durch welche der Mensch geradezu mit allen Mitteln seiner Technik ein die Landschaft verschönendes Hauptelement in sie hineinführt. Um so anmutiger müssen sie wirken, als die Kanalschiffahrt großenteils noch frei ist von der modernen Verkehrshetze und, wie besonders die holländischen Kanäle zeigen, reiches und doch idyllisches Leben in die Landschaft bringen kann. Das gilt für die Flußschiffahrt wenigstens auf den größeren Strömen nicht mehr im gleichen Maße.

Spuren gewerblicher Arbeit verschönen nur selten die Landschaft. Diese wirkt um so freier und anmutiger, je weniger sie durch den menschlichen Nützlichkeitstrieb verändert und beherrscht erscheint. Am schönsten schmiegen sich in das Landschaftsbild jene schlichteren gewerblichen Betriebsstätten, die unter dem Einfluß ihrer eigenen Tätigkeit und während derselben vermorscht und verwittert sind, wie die Naturgebilde. Verstaubtes und Verrußtes, Bemoostes und Zerbröckelndes: das paßt sich dem Gesichte der Landschaft wieder an, weil es zeigt, wie die Natur am Menschenwerke arbeitet. Solche Vorgänge zeigen zumeist jene Betriebsstätten, die mit Wasser und Wind, mit dem Wald und der Landstraße innig zusammenhängen. So sind seit langem als Schmuckstücke des nordischen Flachlandes die Windmühlen bekannt mit ihren schief gedrehten Gehäusen und dem windverbogenen Kreuz ihrer Flügel (Abb. 105). Auch alte Mahl- und Sägemühlen an Bächen können mitunter die stimmungsvollste Schönheit zeigen, wenn das braungewordene Holzwerk ihres Baues, die grünbemoosten Räder und das treibende Wasser, das von den Schaufeln sprüht, zusammenwirken, um die Vergänglichkeit menschlichen Schaffens und Erlebnisses gegenüber dem Gleichgange der Zeit und der Unverwüstlichkeit der Naturkräfte erkennen zu lassen. Aber abgesehen von diesem Inhalte ist bei solchen Betriebsstätten oft der malerische Eindruck allein stark genug, um sie völlig im Bilde zu rechtfertigen: jene unvollkommneren Linien, die sich bei aller minderwertigen Baukunst zeigen, aber eben darum inniger an das Gelände sich schmiegen; jene schiefen Dächer und balkendurchkreuzten Mauern; jene tiefdunklen, braungrünen Flächen mit blauen Wasserreflexen;



Abb. 102. Ägyptische Villa mit Garten, den ein Sklave mit dem Schöpfeimer bewässert. Wandbild in einem thebanischen Grabe. (Zu Seite 106.)

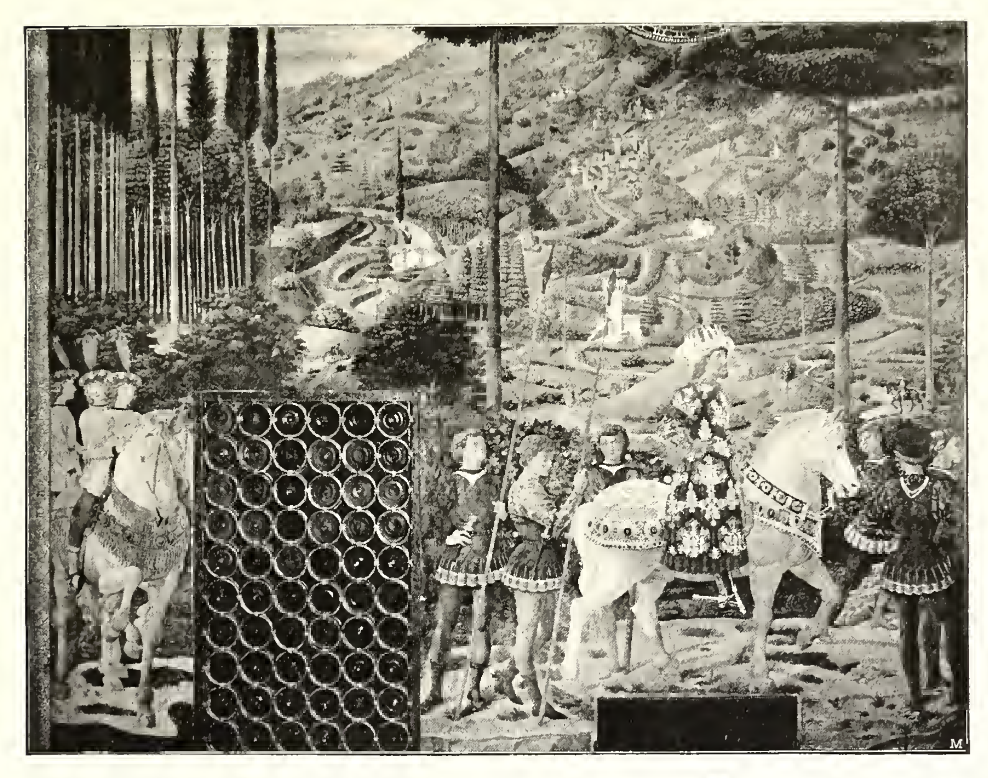


Abb. 103. Freskogemälde von Benozzo Gozzoli. (Zu Seite 107.)

jene phantastischen Gegensätze von schwärzlichem Holzwerk, grünem oder braunem Laube, grauem Gemäuer und glitzerndem Wasser. Und so gibt es noch manche gewerbliche Betriebsstätte mit malerischem Verdienst: alte Wegschmieden, aus deren dunklem Raume die Essen glührot auf die Straße herausleuchten; ehrwürdige Fuhrmannsherbergen mit hohen Giebeln, prächtigen Pfützen, Brunnen, Futterbarren und Wagen; unheimliche Hammerwerke mit fragwürdigen Wasserleitungen; qualmende Kalköfen, die unten schneeweiß sind, in der Höhe wie verkohlte Türme aussehen. Auch Kohlenmeiler, Glashütten aus älterer Zeit, Stein- und Schieferbrüche, Schleifmühlen, Pochwerke, Trockengerüste und manche anderen Vorrichtungen zu gewerblichen Zwecken mögen mitunter die Landschaft verschönen; nur dürfen sie nicht allzuneu, allzugut gehalten, allzurechtwinklig und geradlinig sein.

Was ist die Landschaft nicht alles für den Menschen geworden! Ihre Wälder und Steppen sind seine Jagdgründe und Viehtriften; ihre Äcker und die Lagerstätten ihrer nutzbaren Gesteine sein Arbeitsfeld; ihre Stromufer, Bergjoche und Meeresküsten die Übungsplätze für die Meisterwerke seiner Baukonstruktionen. Ihre Wüsten und Ozeane die Tummelplätze für seinen pfadfinderischen Gedanken; und der Himmel über ihr der unendliche Spielraum für die verwegenen Fahrten seiner Luftfahrzeuge!

Aber noch eines ward die Landschaft dem Menschen: sein Friedhof. Das war nicht abzuweisen. Und weil das Lebendige die Nähe des Todes nicht verträgt, sah sich die fortschreitende Menschheit veranlaßt, ihren Toten eigene Friedensstätten einzuräumen, stille Winkel der Landschaft, die vom Lärm und den Arbeiten, den Spielen und Freuden der Lebendigen abgeschlossen sind. Heiliger und ehrwürdiger wurden diese Stätten, je mehr Tote sie in sich aufzunehmen hatten. Und wie sie zumeist von sichtbaren Mauern umgeben wurden, zog sich auch ein unsichtbarer Wall geheimnisvoller Fäden um sie, als Abschluß vom Lebendigen.

Manche dieser Totengefilde sind von bezaubernder landschaftlicher Schönheit; alle aber durchwebt und überlagert von unirdischem Hauch.

Es gibt weltberühmte Friedhofslandschaften (Abb. 106). Wer denkt dabei nicht an die uralte Trauer, die über dem Tale Josaphat liegt, oder an den vielgepriesenen Friedhof von Skutari mit den weißen Steinen unter den dunklen Cypressen? Einen wahrhaften Eindruck ewigen Todes macht der alte Judenfriedhof zu Prag mit seinen finsteren Holunderbäumen über den unter der Last der Jahrhunderte schiefgesunkenen Grabmälern. Und von welchem Schauer vorgeschichtlicher Zeit sind die einsamen Hünengräber umweht auf nordländischer Heide! (Abb. 82.) Andere dieser Ruhestätten sind wie von Engeln erbaut in gesegneten südlichen Gefilden, sonnig und schön hinunter schauend auf reiche Täler!

Aber das Gewaltigste, Erschütterndste wie das Gedankenreichste an Friedhofbildern schuf die Kunst. Es gibt wohl auf dem ganzen Erdenrunde keine Totenstätte, die finsterer ist und von furchtbarerem Ernst überlagert, als jenes „Gestade der Vergessenheit“, von E. Bracht (Abb. 107), mit den, fern von den Grenzen aller bewohnten Länder bleichenden Gebeinen einer vergessenen und verlorenen Menschenschar.



Abb. 104. Der Schnellzug. Ölstudie von Eugen Bracht. (Zu Seite 110.)

Und kein Ort ist im Erdenrunde, dem die Poesie des Todes mit so feierlichen und großen Zügen eingeschrieben wäre, wie Arnold Böcklins unvergleichliche Toteninsel — dieser meerumrauschte zauberisch schöne Felsenpalast, aus dessen geheimnisvollem Dämmer die niegelöste Frage hervorklingt, wo und wann die Auferstehung des Fleisches ist (Abb. 108).

Der alte Satz, daß wir aus der Erde gekommen sind und wieder zur Erde gehen müssen — ihn mildert und verschönt der Gedanke, daß die Erdscholle das tragende Mittelglied ist zwischen der steinernen Rinde unseres Weltkörpers und dem rastlos auf ihm sprossenden Leben. Aber die Landschaft ist nicht bloß unser Lebensspielraum, unsere Heimat und unser Arbeitsfeld; sie ist auch unser Friedhof. Ob die Menschen ihre irdischen Überreste der Erde übergeben, ob sie dieselben, wie die Perser tun, auf einsamen Türmen in Sonnenglut verdorren und von Geiern fressen lassen; ob sie sie in die Tiefen des Ozeanes versenken oder zu Asche brennen: immer ist es die Landschaft, welche diese Reste in sich aufnimmt, um sie entweder in kürzester Zeit wieder in einen Kreisstrom von Leben und Werden überzuführen, oder um sie in irgend welchen entlegenen Winkeln aufzubewahren und viel, viel später doch auch wieder in jenen ewigen Strom aufzunehmen.



Abb. 105. Coseyde. Aquarell von Gustav Schönleber. (Zu Seite 110.)

Die Landschaft als Friedhof der Menschheit! Es ist die tiefste Aufgabe für die landschaftliche Betrachtung. Seit ungezählten Jahrtausenden wird menschliches Leben von der Landschaft aufgenommen. Alle jene Menschenmilliarden, die gestorben sind, haben die Landschaft mit ihren Resten angefüllt. Wir atmen sie mit der Luft; wir trinken sie aus unseren Brunnen; wir pflücken sie mit den Früchten unserer Bäume. Aber nicht in jenem Zustande der Verwesung, der uns Schrecken und Abscheu erregt, sondern nach vielen, vielen Verwandlungen, während deren sie einen steten Prozeß der Läuterung und Reinigung durchlebt haben.

Unser Verständnis für die Sprache jener menschlichen Reste, die in die Natur zurückgeworfen wurden und nun in der Landschaft nach neuen Formen des Erlebnisses und der Mitteilung suchen, ist heute noch ein sehr geringes. Aber wir können uns



Abb. 106. Friedhof in der Senne. Gemälde von F. Hoffmann-Fallersleben.
(Zu Seite 112.)

denken, daß, wenn die Menschheit ihre Landschaften noch durch Jahrtausende bewohnt haben wird, der Austausch zwischen Menschlichem und Außermenschlichem ein immer lebhafterer werden muß. Es muß die Natur immer mehr zum Bewußtsein ihres menschlichen Inhaltes kommen; und andererseits wird auch sicher die Menschheit sich darüber immer klarer werden, wie sie ununterbrochen in den landschaftlichen Gebilden ein- und auszieht, wie sie in einem Austausche mit der Landschaft begriffen ist, den sie selber Leben und Tod nennt, der aber nichts anderes ist, als Daseinswechsel. Und je klarer dieser unendliche Vorgang wird, um so teurer muß dem Menschen die Landschaft werden, aus der ihm unaufhörlich und allerwärts umgestaltetes Menschendasein entgegengrüßt. Aus dem Morgenrot und aus dem Abenddämmer kommen diese Grüße, aus den rieselnden Quellen, den singenden Halmen und raschelnden Blättern. Sie tanzen in den Strahlen des Mondes und flimmern im Sonnenlichte.



8. Kapitel.

Die Landschaft als geschichtlicher Boden.

Die Landschaft ist nicht bloß Lebensspielraum und Friedhof für jene Millionen Menschen, deren Namen und Taten in dem großen Meere der Vergessenheit dahinfluten. Sie hat auch ihre Denksteine und Erinnerungsstätten, an die sich bestimmte Ereignisse, die Namen und Schicksale bestimmter Menschen knüpfen. Solche Landschaften bezeichnen wir als historische.

Der Gegensatz zwischen der historischen und der geschichtslosen Landschaft aber ist ein fließender. Wie die geschichtliche Zeit ganz allmählich aus der vorgeschichtlichen herauswächst, so sind auch die Grenzmarken nicht deutlich ausgezogen zwischen jenen Landschaften, die auf Schritt und Tritt geschichtliche Reste und Denkmale erkennen lassen, und denjenigen, wo solche Denkmale nur mehr rätselhaft und halbverwischt aus der sie überwachsenden Natur hervorragen, oder wo sie vollständig zu fehlen scheinen.

Wir reden von Landschaften der Alten und Neuen Welt und sind gewohnt, im allgemeinen die Landschaften der alten Weltteile, Asiens, Europas und Afrikas, als historische zu betrachten, weil ihre Geschichten in den Hieroglyphen der alten Ägypter, in den assyrischen Keilschriften, in den Büchern eines Herodot und Tacitus niedergelegt sind. Aber wir wissen, daß es auch in der Alten Welt vom Ufer des Weißen Meeres bis an die Beringsstraße einen Ländergürtel gibt, den wir als einen geschichtslosen bezeichnen dürfen; daß im Inneren des schwarzen Weltteiles ungeheuere geschichtslose Gebiete liegen. Und andererseits tauchen in den Urwäldern von Zentral- und Südamerika manchmal uralte Baudenkmäler auf als unentzifferbare Schrift einer geschichtlichen Vergangenheit, die dort sich abgesponnen hat, wo wir nur geschichtslose Natur vermuteten.

Das Aufblühen und der Niedergang ganzer Völker und Kulturen sind große geschichtliche Tatsachen, die deutlich aus manchen Landschaften reden, wenn auch die Einzelheiten jener Geschichten völlig in Vergessenheit versunken sind. Es gibt Landschaften, in denen jede Quadratmeile die Züge völligen Verbrauchtseins durch das Völkerleben aufweist. Und es gibt jungfräuliche Landschaften, in denen bisher nur Naturvölker hausten, ohne Geschichte, ohne Überlieferungen zu haben, welche über mehr als ein paar Generationen hinausreichten.

In den verbrauchten Ländern heben sich die Trümmermassen riesiger Bauwerke aus Schutt, Sand und Gestrüpp (Abb. 109). Da liegen tote Städte übereinander in ganzen Schichten. Um geborstene Säulen rankt sich Unkraut und in Tempelresten spielen Schlangen. Auf den begangenen Wegen liegen Steine, welche die Spuren von tausend Füßen zeigen. Der Schakal heult auf den grasüberwachsenen Gewölben vergessener Schatzkammern; und aus Tümpeln hervor reden die Inschriften versunkener Denksteine. Wer auf solchen Trümmerstätten einschläft, hört im Traume das Geklirr eherner Schwerter, den Trompetenton brüllender Schlachtelefanten, das Geprassel brennender Paläste, den Wehruf gepeitschter Sklaven und Gefangener, die an Opferaltären geschlachtet werden.

Immer sind's die zerstörten oder teilweise erhaltenen Bauwerke, welche der Landschaft ihr historisches Gesicht verleihen, und die Namen der Orte, an die sich die ge-

schichtlichen Erinnerungen knüpfen. Unter allen historischen Landschaften aber trägt keine so uralte Zeichen an sich, als die ägyptische, mit ihren Pyramiden und ihrer schweigenden Sphinx (Abb. 110), ihren Memnonssäulen und Felsskulpturen. Diese Bauwerke gehören so zu ihrer Landschaft, daß uns die letztere ohne sie ganz unvollständig erschiene. Fremdartig ist diese Landschaft für das europäische Landschafts- und Kunstverständnis wegen der fremden Natur und wegen des ungeheuren Zeitraumes, der uns von der heute noch sichtbaren menschlichen Belebung dieser Landschaft scheidet. Wir wissen ja, daß über die altägyptische Landschaft persische Eroberung, griechische und römische Kultur und endlich die Gewalt der arabischen Kalifen sich legten. Aber in all dem Wechsel, den diese geschichtlichen Schicksale in das Äußere des Niltales hineintrugen, ist die steinerne Physiognomie der Pyramidenlandschaft unverändert geblieben.

Ehrwürdig aber und belebt von uralten Erinnerungen sind auch jene Landschaftsbilder, die sich gegen Osten hin erschließen: die Sinai-Halbinsel und das Heilige Land. In diesem ist keine benannte Stätte, die nicht umwebt wäre von biblischer Geschichte. Die ganze christliche und jüdische Menschheit ist gewohnt, Palästina als Schatzkammer religionsgeschichtlicher Erinnerung zu betrachten. Und wenn auch heute nicht mehr jene flammende Begeisterung das Abendland beseelt, die einst sieben Kreuzzüge nach dem Heiligen Land entsandte, so ist doch immer noch ein tiefes und inniges Interesse der christlichen Welt geblieben für jenen merkwürdigen Landstrich, von dem das Christentum seinen Ausgang nahm. Ein steiniges und armes Gefild, versengt von Sonnenglut und verheert von Eroberungszügen, verarmt durch die Landflucht seiner heimischen Bevölkerung und durch die wirtschaftliche Ohnmacht islamitischen Volkstumes; aber reich an Stätten, deren Schicksale von unvergänglichem Zauber für christgläubige Gemüter sind. Dahin ist die Herrlichkeit des alten Zion. Die Eroberungen durch Nebukadnezar und Ptolemäus Lagi, durch Antiochus, Pompejus und Titus, die Zerstörung durch Kaiser Hadrian, neue Eroberungen unter Khosru und Omar, Gottfried von Bouillon und Saladin haben der Stadt ein unverwischbares Leidensgesicht aufgeprägt.

Und ein ähnliches Gesicht tragen, wenn auch ohne die christlichen Erinnerungszüge, die Landschaften weitgestreckter Gebiete Vorderasiens. Von den Trümmern der alten phönizischen Städte bis weit nach Osten, durch die mesopotamischen Fluren und durch Persien hin, ja bis an die Gehänge des Hindukuh und zu den Quellgebieten des Oxus und des Jaxartes dehnen sich Landstrecken, auf denen kein Fleiß und keine



Abb. 107. Das Gestade der Vergessenheit. Gemälde von Eugen Bracht.
Nach einer Gravure aus dem Verlag von Rud. Schuster in Berlin. (Zu Seite 112.)



Abb. 108. Die Toteninsel. Gemälde von Arnold Böcklin.
Photographie und Verlag der Photographischen Union in München. (Zu Seite 112.)

Einsicht vieler Generationen zu ersetzen vermöchten, was an Kulturschöpfungen zu Grunde gerichtet, verwüstet und aufgegeben worden ist. Das sind jene Gebiete, in denen die großen Ruinenstädte des Ostens wie Riesengräber ganzer Völker liegen: Palmyra, Ktesiphon und Seleukia, Babylon, Ninive und Baktra. Wer nur die Namen dieser Städte hört, vor dessen Auge ziehen die Schatten ganzer Völker vorüber, die Königsgeschlechter der Assyrer und der Babylonier, der Altperser und der Sassaniden, Alexander mit seinen Makedoniern, Schwärme von Mongolen und Omars feurige Reiterscharen, blutige Tyrannen und sagenumleuchtete Volkshelden. Es ist, als hätte die unsterbliche Scheherezade ihr Märchenbuch wieder aufgeschlagen; aber es sind keine bloßen Märchengestalten, die da an unserem Auge vorüberziehen, sondern die Träger wirklicher Menschen- und Völkerschicksale, deren älteste freilich von feurigen Nebeln der Vorzeit umflort sind.

Das asiatische Altertum ist indessen der europäischen Kunst und Dichtung stets etwas Fremdartiges geblieben. Zu lange Zeiträume trennen uns und unsere Weltanschauung von ihm. Die morgenländische Landschaft von heute ist der unseren so entlegen, daß es uns schwer wird, sie in ihrem gegenwärtigen Zustande der Verwüstung und Entvölkerung völlig zu würdigen. Und viel weniger noch vermag es die Kunst, uns mit dieser Landschaft zugleich die einstigen Schicksale ihrer Völker verständlich zu machen. Viel näher und vertrauter sind uns die geschichtlichen Bilder, die uns die Erde von Hellas und Rom schauen läßt.

Auf kleinem Raume bietet der hellenische Boden eine Fülle historischer Landschaften, wie kein anderes Land der Erde. Umrauscht von Meeren, deren Wellen von paradiesischen Inseln und von mythischen Gestalten und Erinnerungen belebt sind, überwölbt von einem Himmel, wie ihn reiner und schöner kein Teil der Erde kennt, ist selbst der steinerne Aufbau dieses Landes von der Natur zu einem Meisterwerke klassischer Linien, abwechslungsreichster Bodenformen gemacht worden, zu einem Gebiet, welches wollte, daß seine Kinder Dichter, Künstler und Helden werden sollten. Hochauf schwingt sich der Pindus und der Parnassus mit tiefen Schluchten und Kesseln; weit springen steile Bergzungen vor in das Meer, mit ihren Stirnen hinübergrüßend nach den benachbarten Inselfluren. Ein Meer- und Felsengarten ist das Land. Und als es in das Zeitalter der Geschichte eintrat, war es schon bevölkert mit einer üppigen Fülle teils gewaltiger, teils liebenswürdiger Sagengestalten, die an alle Täler und Berge die

Erinnerung ihrer Taten und Schicksale geheftet hatten. Als ihre Erben betrachteten sich die Hellenen der geschichtlichen Zeit, und diese Anschauung ergoß einen großartigen poetischen Schimmer auch über das geschichtliche Leben der griechischen Stämme. Der unvergleichliche Wohllaut der hellenischen Sprache, die Kunst der in dieser Sprache schreibenden Dichter und Geschichtschreiber trugen mehr als bei anderen Völkern dazu bei, Zustände und Taten mythischer und geschichtlicher Zeit späteren Geschlechtern und anderen Völkern zu übermitteln. Es ward dies noch gefördert durch den wunderbaren Kunstsinn der Hellenen, der es ihnen möglich machte, ihr Land in stufenweisem Fortschreiten mit Bauten und plastischen Werken zu schmücken. Dieser Schmuck, auch im Verfall noch adelig und schön, gehört mit zu den dauernden Zügen der hellenischen Landschaft. So konnte diese wohl durch Generationen zu den begeisterndsten Aufgaben der Landschaftsmalerei gehören.

Manches hiervon gilt auch für die italische Landschaft. Zeigt doch auch sie besondere Neigung der Bodenbildung für feine, schöne Formen, ähnlich leuchtende Farbenpracht, das gleiche blaue Meer. Bezüglich des Hereintretens der Menschengeschichte in die Landschaft aber größere, wuchtigere Züge, als Hellas. Und auch hier ein dauerndes Eindringen menschlicher Kunst in die Natur, einer Kunst, welche die hellenische zur Lehrmeisterin hatte. Die italienische Landschaft mit ihren so häufig sichtbaren Geschichtsspuren läßt erkennen, wie auf dem Boden der älteren etruskischen Kultur die römische erwuchs. Um die sieben Hügel Roms und um die zwischen und unter ihnen liegenden Trümmer aus den Zeiten der Republik und der Kaiser weht heute noch der Hauch der Weltherrschaft, die das römische Staatswesen in kühnem Sturmlauf sich errang. Die Schicksale des Landes prägen sich aus teils in großartigen Trümmern, teils in den erhaltenen Bauwerken späterer Zeiten. Aus der dräuenden Größe des Colosseums spricht noch die Üppigkeit der Kaiserzeit; aus den Tempeltrümmern von Paestum und Agrigent die Erinnerung entflohener und gestürzter Heidengötter; aus den Ruinen von Pompeji



Abb. 109. Trümmer der Stadt Askalon. (Zu Seite 114.)

der erderschütternde Donnerlaut des Vesuv. Diese Bilder sind mit der italienischen Natur ebenso innig verwachsen, wie der See von Nemi, der Averner-See, die Bucht von Neapel und das Felseneiland Capri, von dem des Tiberius finstres Gedenken auch der lachende Sonnenglanz von Jahrhunderten nicht ganz verscheuchen konnte. Der Sturm der Völkerwanderung hinterließ einen riesigen Trümmerhaufen, dessen gestürzte Säulen und halbversunkene Kapitäle an unzähligen Orten aus dem überwuchernden Unkraut hervorschauen. Von der Herrschaft des großen Theodorich sagen seine Bauten zu Ravenna. Dann dringt byzantinische Bauweise in Norditalien, arabische und normannische in Sizilien ein; Kirchen und Burgen in romanischem Stil beleben die Landschaft, bis das Cinquecento seine Prachtbauten über Italien ausstreut. Die Völkerfluten, die an das römische Volkstum angeprallt sind und dasselbe teilweise überschwemmt und umgestaltet haben, hinterließen so ihre Spuren in der Landschaft, die in ihrer stummen und doch so beredten Sprache lateinische und griechische, gotische und longobardische, arabische, normännische und hohenstaufische Laute vernehmen läßt, bis sie in der Renaissance das Erbe ihrer ersten Bewohner wiederfindet.

Als das römische Reich zum Weltreich geworden war, prägte es seine Zeichen auch der spanischen und südfranzösischen Landschaft auf, in Deutschland den Ländern südlich der Donau und dem Südosten Europas, nach Illyrien, Dacien und Mösien hinein. Und wenn auch die Völkerwanderung mit vernichtenden Tritten über diese Kolonien hinging, alle Spuren des mächtigen Roms vermochte sie nicht aus der Landschaft zu tilgen. Felsenfeste Wachttürme trotzen dem Sturm der Zeit und der germanischen Eroberer; durch die deutschen Wälder zogen sich römische Grenzwälle und Heerstraßen, heute noch erkennbar im Gesichte der Landschaft. Und selbst wo diese Zeichen überwachsen sind von wucherndem Grün und von vielhundertjährigen Wäldern, grüßen uns aus zahllosen Ortsnamen noch die alten römischen Bezeichnungen.

Wir müssen es begreifen, daß Generationen der Kulturwelt in der griechischen und römischen Landschaft, in deren Bauwerken und in dem reichen Geflechte der sie durchwebenden Mythen und Geschichten die fruchtbarste künstlerische Anregung fanden. Sprachen doch aus dieser Landschaft und aus ihren, auch im tiefsten Verfall noch edelschönen Tempeltrümmern Götter und Göttinnen von menschlicher Erscheinung, mit menschlichen Tugenden und Fehlern; zeigten sich doch in ihr tanzende Nymphen und abenteuerfrohe Helden; weissagende Sibyllen, flötende Faune, kämpfende Centauren — kurz, die ganze Poesie heißblütiger, hochsinniger Völker einer versunkenen Welt (Abb. 111).

Die mittel- und westeuropäischen Länder zeigen Veränderungen der Landschaft durch Menschenwerk vor dem Einbruch der Römer nur ausnahmsweise, in den Grabhügeln germanischer Völkerschaften, wie in jenen merkwürdigen Bauwerken einiger keltischer Gebiete, den Dolmen und Menhir. Es sind Bauwerke, die auf das innigste mit ihrer Landschaft verwachsen sind, weil sie bloß aus rohem, vorgefundenem Steinmaterial, in kunstlosester Weise, aber mit mächtigem Kraftaufwand errichtet wurden. Weit zahlreicher und kunstvoller waren jene Bauwerke, die in den germanischen und keltischen Ländern von den Römern dem Landschaftsbilde eingefügt wurden. Aber sie sind zum größten Teile von den Stürmen der Völkerwanderung niedergelegt und mit Gras überwachsen. Geschichtliche Veränderungen der Landschaft beginnen dann wieder mit dem Zeitalter der Karolinger. Klöster, Bischofssitze, königliche Pfalzen wachsen aus dem Boden der christlich germanischen und der romanischen Länder; auch die Reste römischer Ansiedelungen treten wieder als werdende Städte aus dem Dunkel einer zwar nicht geschichtslosen, aber doch verwischten und verworrenen Zeit hervor. Merklich veränderte sich das Landschaftsbild auf der pyrenäischen Halbinsel, wo der Fleiß und die hohe technische Begabung der Mauren das Westgotentum zurückdrängten; stetig auch in Frankreich, wo auf der von den Römern geschaffenen Kulturgrundlage weiter gebaut werden konnte.

Jene Umgestaltungen der Landschaft, welche das Mittelalter in den europäischen Kulturländern hervorbrachte, sind in der Hauptsache ohne plötzliche Störung weitergeführt worden bis in die Gegenwart. Von den Burgen freilich, die der Feudaladel sich erbaut hatte, ist vieles zu trauernden Ruinen geworden. Die stolzen Münsterbauten der

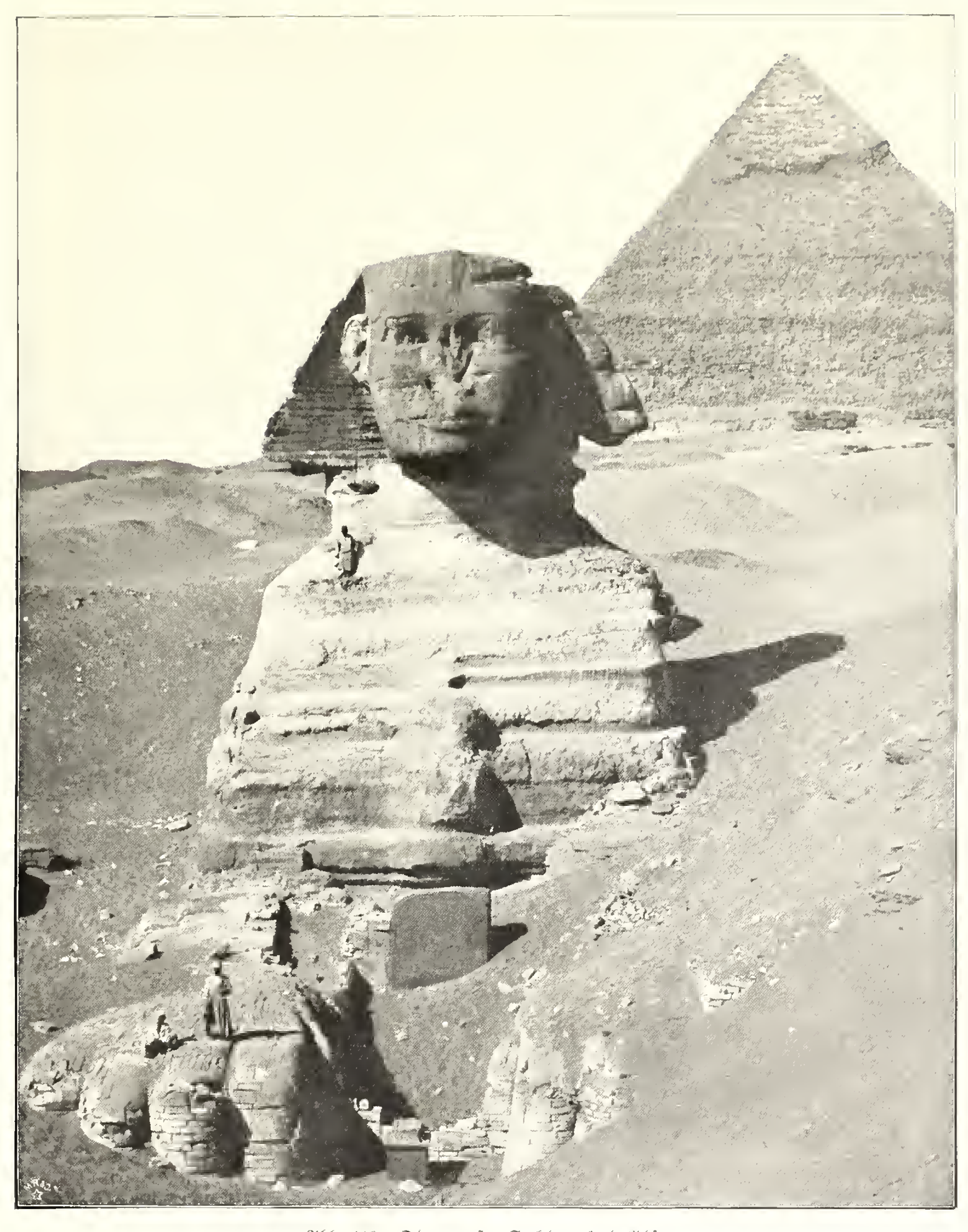


Abb. 110. Die große Sphinx bei Gise.
(Zu Seite 115.)

aufblühenden Städte aber, sowie die breiten Fronten der Klöster blieben erhalten oder wurden erneut und dienen vielen Landschaftsbildern als Wahrzeichen und Landmarken. Wir sind indessen wenig gewohnt, unsere Landschaften, so reich sie auch an geschichtlichen Ereignissen sind, als geschichtlich gewordene, und als Zeugen geschichtlicher Schicksale aufzufassen, weil das Leben der Gegenwart zu stark in ihnen pulsiert. Nur wer etwa über die Felder von Chalons oder Solferino, von Leipzig oder von Königgrätz hinfährt, wird unwillkürlich an die großen Völkerschlachten erinnert, die da geschlagen wurden. Aber das wirtschaftliche Leben des Jahrhunderts rührt sich zu kraftvoll auch in

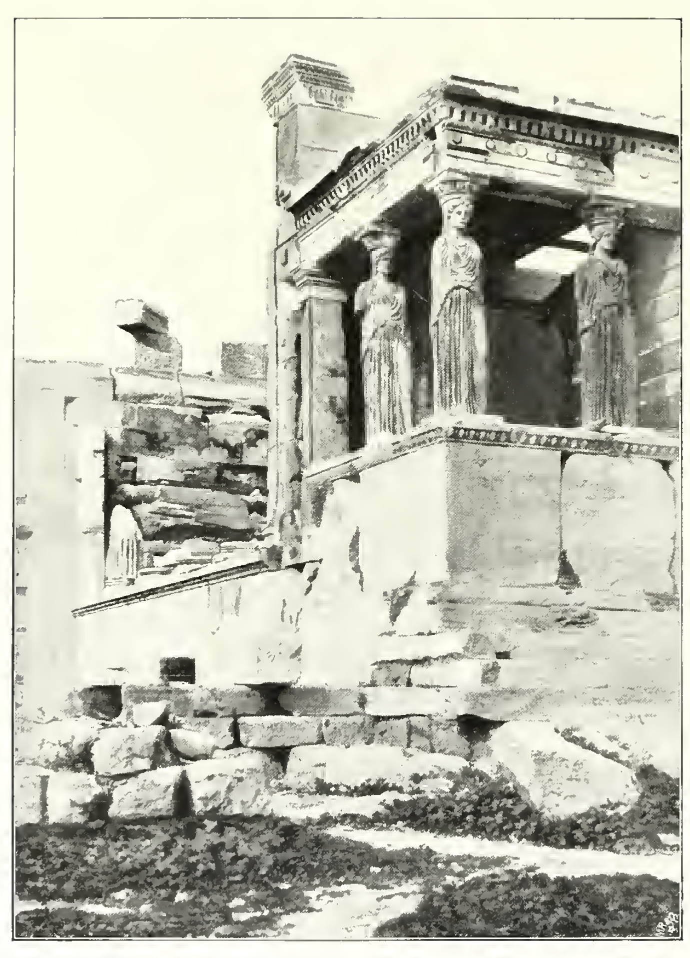
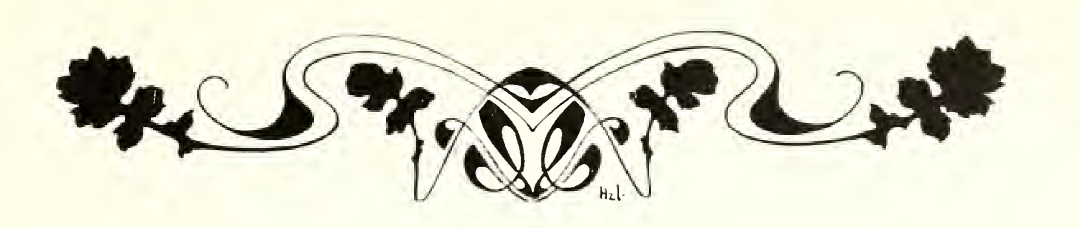


Abb. 111. Das Erechtheion.
Nach einer Photographie von C. Stockholm. (Zu Seite 118.)

diesen Landschaften, über welche die Bahnzüge hindonnern und aus deren blutgetränkter Erde längst neue friedliche Saaten gesprossen sind. Es gehört wohl eine besonders ergreifende landschaftliche Stimmung dazu, wenn in solchen alten Schlachtgefilden der Gedanke an die entscheidenden Geschicke der Vergangenheiten nicht durch das Alltagsgesicht der Gegenwart gestört werden soll. Darum hat wohl auch der geniale Rottmann, als er das Schlachtfeld von Marathon malte, düstere Gewitterstimmung darüber ausgegossen.

Heißumstrittene Kampfplätze sind gern jene Talschluchten geworden, die als Eingangspforten für ganze Länder erscheinen und in deren Engen ein Häuflein tapferer Helden vermochte, einem Heere von Feinden den Durchgang zu wehren oder einer geschlagenen Schar gegen nachdrängende Sieger den Rücken zu decken. Da mag die aufopfernde Kühnheit des Einzelnen noch unvergängliche Großtat leisten, wie es Sage und Geschichte melden von den Thermopylen und ihrem Leonidas, vom Gotenkönig Teja in der Schlucht am Vesuv, von Rolands Tod bei Roncesvalles. Und weiter vom Wittelsbacher Pfalzgrafen in der Veroneser Klause oder von den Tiroler Schützen an der Pontlatzer Brücke. Solche Walstätten gibt es in allen Ländern, die eine Geschichte haben. Und sie gehören mit zu jenen Landschaften, die den ergreifendsten Eindruck machen; nicht wegen ihrer natürlichen Erscheinung, sondern wegen des menschlichen Schicksals, das in ihnen sich vollzog, und das noch nach Jahrhunderten als große geheimnisvolle Stimmung über ihnen liegt.

Es konnte nicht die Aufgabe dieser Blätter sein, auch nur den kleinsten Teil der historischen Landschaften wirklich zu schildern. Dazu gehört ein ganzes Buch. Hier konnte nur flüchtig darauf aufmerksam gemacht werden, was eine Landschaft zur historischen formt. Was aber aus jeder historischen Landschaft herausklingt in deutlichen oder in halbverschwommenen Tönen: das sind viele, viele Blätter von Geschichten. Frohe und traurige; der letzteren wohl mehr.



9. Kapitel.

Die unirdische Landschaft.

Wenn die menschliche Phantasie Ereignisse berichtet, deren Erzählung anhebt mit den Worten „es war einmal und irgendwo“, und wenn sich dann Künstlerhände dieser Ereignisse bemächtigen und sie in Gegenden geschehen lassen, die nie und nirgendwo gewesen sind: dann entsteht die Märchenlandschaft. Anklingend an gewohnte Bilder, soll sie doch den Reiz des Rätselhaften und Geheimnisvollen haben, irgendwo etwas Fremdes und Dunkles zeigen, das den Blick an ihr weiterbauen läßt. Wo in der Märchenlandschaft Berge und Täler erscheinen, sollten sie den Eindruck des Verwunschenen machen; See und Bach sollten an Wassermänner und Nixen denken lassen; der Wald muß zum Zauberwalde werden; Felsen und Bäume müssen scheinen, als könnten sie urplötzlich anfangen zu reden. Häuser und Burgen und Städte können außer allem Zusammenhang mit der Geschichte der Baukunst stehen; wenn sie in ihren Formen nur den Ereignissen entsprechen, von denen das Märchen berichtet, sind sie berechtigt. Nur ganz realistisch darf die Märchenlandschaft nicht werden. Darum eignet sie sich auch mehr für die zeichnende Kunst, als für die Malerei. Auch das Märchen erzählt ja zumeist Ereignisse und vermeidet eingehende Schilderung der Personen und Landschaften. Es spricht von Zauberwäldern und gläsernen Bergen, von den dunklen feuchten Wohnungen der Nixen, von Riesenburgen, Zwergenhäuschen und Drachenhöhlen; aber die nähere Ausgestaltung all dieser Spielräume seiner wunderbaren Geschichten überläßt es dem Leser und Hörer.

Der Künstler, der die Märchenlandschaft schildern will, hat den Vorteil für sich, daß das Märchenereignis durch mehrere Örtlichkeiten sich fortbewegt und er sich daher die Umgebung eines Abschnittes des Märchens wählen darf. Aus dieser einen Szenerie aber gestaltet sich dann die durch das Märchen geweckte Phantasie die vorhergegangenen und die folgenden Szenerien. Der Märchenzeichner kann den Beschauer vorwärts ahnen oder sich rückwärts erinnern lassen. Das ist seine Kunst. Aber es sind nur wenige, die das Märchen in seiner ganzen Heimlichkeit und Innigkeit zu zeichnen verstanden haben. Unter den Meistern einer vergangenen Generation sind es M. v. Schwind (Abb. 112), E. Neureuther und Ludwig Richter in Deutschland; der routinierte aber oberflächliche G. Doré in Frankreich. Unter den Lebenden Hermann Vogel und Max Klinger. Während Vogel in liebevoller Treue jenen Märchenvorstellungen folgt, die im Volksgemüt erwachsen sind, ist Klinger selber ein zeichnender Dichter von Märchen und Allegorien.

Bei der Darstellung unirdischer Landschaften sind die bildenden Künstler sonst meist der Phantasie der Dichter erst nachgefolgt. Das erklärt sich leicht. Der Dichter kann mit solchen Schilderungen vorangehen, weil er nicht genötigt ist, einen Raum auszufüllen, weil er nicht mit stofflichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, wie der Maler oder der Bildhauer. Wo seine Schilderung nicht weiter kommt, überläßt er das übrige der Phantasie des Lesers. Auch der Maler vermag ja der Phantasie des Beschauers manches zu überlassen, was er geflissentlich hinter Gewölk und Bergen versteckt; er vermag Wege und Treppen und Tore zu gestalten, die den Beschauer zwingen, an Erstaunliches



Abb. 112. Elfenreigen. Gemälde von Moritz von Schwind.
(Zu Seite 121.)

und Unbegeifliches zu denken, das ihn jenseits des Geschauten erwartet. Aber immerhin sind ihm weit mehr Schranken und Schwierigkeiten gesetzt, als dem Dichter. Denn der bildende Künstler soll dem Auge sichtbar werden lassen, was der Dichter nur flüchtig anzuregen hat.

Die mythische Landschaft ist der Märchenlandschaft eng verwandt; nur nicht so ganz von der Geographie losgelöst. Denn die Sagen und Mythen der Völker bewegen sich doch zumeist auf dem Boden wirklicher Länder; sie knüpfen nicht selten an bestimmte Punkte des Erdkreises an oder wenigstens an Persönlichkeiten, deren Taten und Schicksale auf einem geographisch bestimmten Boden sich vollzogen haben.

Der christliche Mythus ist, selbst wo er seine Vorgänge in das Heilige Land verlegt, nicht notwendig an den Hintergrund der heutigen Landschaft von Palästina gebunden. Die weltumfassende Verbreitung, die das Christentum gefunden hat, gibt dem Künstler hier das Recht, die Landschaft seines Vorganges völlig der Stimmung anzupassen, die ihn trägt und die er erzeugen will. Wenn ihm darum zu tun ist, einen Vorgang aus dem Leben Christi bloß aus dem menschlichen und religiösen Empfinden heraus aufzufassen, mag er selbst eine deutsche Landstraße, ein holländisches Dorf oder einen französischen Weinberg als Hintergrund wählen; wenn nur die Stimmung, die er über die Landschaft legt, dem Vorgange, der sich in ihr vollzieht, entspricht. Manche Ereignisse, von denen



Abb. 113. Im Paradies. Gemälde von Hans Thoma.
Verlag von H. Keller in Frankfurt a. M.

die Evangelisten berichten, fordern geradezu den märchenhaftesten landschaftlichen Hintergrund heraus, wie etwa die Wanderung der heiligen drei Könige, die Flucht nach Ägypten oder die Versuchung Christi durch den Teufel; während der Eindruck eines Kreuzigungsbildes gewinnen wird, wenn es uns wirklich auf die Richtstätte von Golgatha führt.

Eine mythische Landschaft ist die des Paradieses. Nicht ganz unirdisch, weil sie als Ausgangspunkt der Menschheit gedacht ist, aber doch von einer Lieblichkeit und Freigebigkeit, wie sie heutzutage auf Erden nicht mehr zu finden ist. Verschieden von diesem irdischen Paradiese ist das himmlische, das nach dem Glauben der verbreitetsten Bekenntnisse die Gerechten und Bußfertigen nach dem Tode erwartet.

Das irdische Paradies, der Garten Eden der Israeliten, hat seit Jahrhunderten den Künstlern, die des ersten Menschenpaares Entstehung und Glück, Schuld und Strafe schildern wollten, die Aufgabe gestellt, die gütigste und freigebigste Erdenlandschaft, einen von Gott selber mit schöpferischer Hand gebauten Garten im Bilde wiederzugeben (Abb. 113). An die Phantasie des Künstlers stellt diese Aufgabe keine übergroßen Ansprüche; er braucht nur alle liebeswürdigen und menschenfreundlichen Naturgestaltungen hervorzuheben; alles, was von Gewalt und Zerstörung zeugt, beiseite zu lassen. Der stärkste Eindruck des Paradieses wird dann immer durch das nackte

Menschenpaar gegeben, dessen so begreifliche und verzeihliche Verschuldung von jenen Milliarden gebüßt werden mußte, die nach ihm im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot erwerben sollten.

Ganz anders das himmlische Paradies: jenes Reich der Seligkeiten, das nach den Lehren der großen Glaubensbekenntnisse sich den in Gott gestorbenen Gläubigen erschließen wird. Für eine Schilderung seiner Wunder haben die größten Dichter unzulängliche Worte gefunden; der bildlichen Darstellung versagte die Kraft ganz und gar. Sie mußte sich damit begnügen, durch großartiges und lichtvolles Gewölk bloß den Auffahrtsweg zur ewigen Herrlichkeit zu geben oder aber den Beschauer nur in ein Meer strahlenden Lichtes blicken zu lassen, das, von seligen Geistergestalten erfüllt, nichts von irdischen Landschaftserinnerungen erkennen läßt. Den Anhängern des Propheten Mohammed war der sinnlichste aller Himmel versprochen; aber dessen Darstellung blieb der islamitischen Kunst durch religiöses Gebot versagt. Das heidnische Elysium vermochte an entzückenden Freuden nichts zu bieten, was über die reinsten irdischen Freuden hinausging; und die Seligkeiten, die den Helden Walhalls versprochen waren, blieben weltlich. Das Christentum aber mit seinem vergeistigten Himmel bot der irdischen Kunst keinen Schlüssel, um einen Blick in seine Seligkeiten tun zu lassen. So mußten sich die Erdenbewohner damit bescheiden, daß keines Menschen Auge das gesehen hat, was den Seligen im Jenseits erwartet. Wo aber die höchste Kunst und die edelste Phantasie so völlig versagen, ist es begreiflich, daß die große Masse auf jede schöpferische Vorstellung erst recht verzichtet, und daß die Himmelsidee seit Jahrtausenden keinen Schritt vorwärts gegangen ist.

Weit näher als der Himmel liegt dem menschlichen Vorstellungsvermögen der Reinigungsort der Seelen, das Fegefeuer. Nicht daß ein denkender Christ dabei sich das Bild eines wirklichen Feuers gestalten würde. Bei dem Gedanken an Seelen, die noch der Erlösung entgegenschauen, wird er eine wirkliche feurige Atmosphäre zurückweisen. Er wird sich das Fegefeuer als einen Aufenthalt denken, der wenigstens in seiner äußerlichen Erscheinung an irdische Landschaftsbilder erinnern darf. Eine labyrinthische Felsgegend vielleicht, eine Wüste oder Waldwildnis, die bei aller Düsterheit doch einen Ausblick in eine strahlende und sehnsuchtweckende Ferne läßt.

So hat Dante sein Fegefeuer mit allen Reizen romantischer Landschaft geschmückt. Da wechseln steile steinige Bergpfade mit köstlichen, blumenreichen Hainen. Es gibt rätselhafte Tore, sinnvolle Bildnereien, die in Fels gehauen sind. Licht und Finsternis lösen sich ab; wunderbare Wege führen durch Flammen nach duftenden Wiesen und schattigen Wäldchen, in denen Vogelgesang erschallt. Die Landschaft füllt sich mit apokalyptischen Gesichten und geht, in den letzten Gesängen des Fegefeuers, geradezu in eine himmlische über.

Auf die Vorstellungen der Menschheit von der Hölle hat wohl nichts anderes so machtvoll eingewirkt als Dantes göttliche Komödie. Ein düsteres Land; felsig und wüst. Trübe Ströme, siedende Quellen, melancholische Sümpfe. Eine Höllenstadt, in der mächtiges Feuer brennt; tiefe Gräben und eiserne Wälle umgeben sie, aus brennenden und glühenden Grabhügeln schallt jämmerliches Klaggeschrei. Und immer entsetzlicher wird nach der Tiefe der Hölle zu die Landschaft; durch einen zertrümmerten Felsenpaß führt der schaurige Pfad zu einem Strome kochenden Blutes. Selbst aus den Zweigen des knorrigen, fahlen Gestrüpps, das sich da noch zeigt, fließt Blut, wenn sie abgebrochen werden, denn in diesem traurigen Geäst wohnen verdammte Seelen. Aber noch mehr Schrecken kennt die Phantasie des Dichters: glühende Sandfelder, auf die ein feuriger Regen niedergeht; Pfuhle von siedendem Pech; ein froststarrendes Gewässer, in dem die Verdammten eingefroren stecken.

Es sind immer und immer wieder die traurigsten und abschreckendsten Erscheinungen der irdischen Landschaft, verwebt und vermehrt mit phantastischer Zutat. Und die Künstler, die die Hölle zu schildern unternahmen, folgen durchwegs der Phantasie des großen Florentiners, wo sie nicht in die feurigen, mehr groteskkomischen als schrecklichen Hanswurstereien eines Höllenbreughel verfallen.

Zu wenig denkt man daran, daß auch die irdische Landschaft eine höllische werden kann, wenn sie ewig nur mit den Blicken einer hoffnungslosen Reue und ohnmächtigen Verzweiflung gesehen wird. Diesen Blick dem Beschauer aufzuzwingen: das ist eine Aufgabe, die erst noch gelöst werden muß.

Eine Aufgabe, die so schwer ist, wie die Darstellung der planetarischen Landschaft.

Diese begann, seit dem Menschengeschlechte der alte Erdtrabant, der Mond, durch die Teleskope so nahe gerückt ward, daß eine Untersuchung der Mondlandschaft gestattet war. Sie zeigte uns ein gewaltiges, lebenfeindliches Steingesicht: riesige Steilberge, tiefe Täler, gespaltene Wüsten. Aber keine Spur atmosphärischen Lebens; keine Spur von Wasseradern und Wasserflächen; und damit wohl auch keine Spur von Pflanzen und von Lebewesen, die mit den irdischen auch nur entfernte Ähnlichkeit besäßen. Damit ist freilich nicht besiegelt, daß überhaupt keinerlei Wesen jene Landschaften bewohnen könnten.

Wenn uns jene Bilder, welche die Oberfläche des Mondes darbietet, heute auch in photographischer Treue vorliegen (Abb. 114), berechtigen sie zu keiner gesicherten Überzeugung darüber, welcher Akt eines großen Weltendramas sich auf jener Lichtfläche abspielt. Die Frage, ob die Mondlandschaft etwas Werdendes oder etwas für immer Abgestorbenes ist, bleibt ungelöst. Und sicher ist wohl nur, daß die Landschaftsbilder unseres Trabanten Zustände darstellen, wie sie auf unserer Erde niemals waren.

Weit unsicherer sind die Vermutungen, die wir uns von den Landschaftsbildern auf ferneren Weltkörpern zu schaffen vermögen. Sie bieten einen unendlich großen Spielraum für die weltdurchschweifende Phantasie. Nur an eine kleine Zahl jener Weltkörper haften sich noch Vermutungen wie dünne Goldfäden und lassen uns schließen, ob die Landschaftsbilder, die sich dort gestaltet haben, lodernde Glutmeere sind oder nach Verdichtung ringendes Lichtgewölk, erstarrte Kristalldecken, kochende Sumpfflächen oder abgestorbene Paradiese. Aber darüber hinaus durchziehen noch Milliarden von Gestirnen den Weltraum, deren Werdegang und Lebenserscheinung uns völlig rätselhaft sind. Und nur wer den Zusammenhang zwischen seiner eigenen menschlichen Persönlichkeit und der irdischen Landschaft fühlt, und da das Walten gleicher, erzeugender und zerstörender Kräfte spürt und verfolgt, mag eine, wenn auch nur traumhafte Fühlung gewinnen mit den Landschaftsbildern unserer Planeten Venus, Jupiter oder Neptun; und darüber hinaus mit den Märchengefilden jener Gestirne, deren Bahnen die Flammenkörper des Sirius und des Aldebaran umziehn.



Abb. 114. Das Ringgebirge Plato auf dem Monde bei aufgehender Sonne. (Zu Seite 125.)
Nach Dr. W. Meyer: „Das Weltgebäude“. Bibliographisches Institut in Leipzig.